PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

27. JANUAR 2018 –
GEDENKTAG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Licht aus dem Dunkel

2. Kor. 4, 6-10

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Inhalt

2 **Ilse Junkermann:** Geleitwort

4 **Dagmar Pruin:** Editorial

I Anstöße aus der biblischen Tradition

10 **Lorenz Wilkens:** Licht aus dem Dunkel
Zu . Kor. 4, 6 und 10

14 **Helmut Ruppel:** »Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden«?
Unentspannte Anmerkungen zu Koh 7, 15-22

22 **Helmut Ruppel:** »Sei nicht all zu gerecht – sei nicht all zu weise«
Liturgie für einen Gottesdienst zu Septuagesimae 2018
und zum 27. Januar 2018

26 **Julia Watts Belser, Marie Hecke:** »Die Augen der Blinden werden sehen«
Jes 29,18

36 **AG Theologie der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste:**
Gottesdienstentwurf 27. Januar. Liturgie

II Impulse aus der Zeitgeschichte

42 **Franz Rosenzweig:** Brief an Ilse Hahn vom 11. März 1920

43 **Anne Gidion:** »Siehe, ich mache alles neu.« Apk 21,9

46 **Ingrid Schmidt:** Hélène Berr – Pariser Tagebuch 1941 – 19441

48 **Ingrid Schmidt:** Bernd Krüerke: Maler und Werk

50 **Helmut Ruppel:** Die Sau an den Kirchen. Wird in Wittenberg wieder Ruhe einziehen?

52 **Malte Lehming:** Von den Sockeln… Sklavenhalter, Antisemiten, Diktatoren

56 **Noam E. Marans:** Jüdische Überlegungen zur abscheulichen Judensau

III Materialien für die Gemeinde

62 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Horst Klaus Berg: Gottes Wort braucht keinen Vormund / Die Apokryphen der Lutherbibel, herausgegeben von Christfried Böttcher und Martin Rösel / Manfred Gailus: Friedrich Weißler / Uwe Kolbe: Psalmen / Matthias Loerbroks: Gemeinschaft der Eiligen / Hanna Lotte Lund u.a.: Henriette Herz / Lyndal Roper: Der Mensch Martin Luther. Die Biographie / Thomas Martin Schneider, Wem gehört Barmen? / Gisela Greve: Bilder deuten / Jan Hermelink, David Plüss (Hrsg.): Predigende Bilder

IV ASF-Freiwillige berichten

70 **Maritt Merfort:** Ein Lernprozess zum Thema Inklusion

72 **Benedikt Schilling:** Im Urlaub mit Ward

75 Kollektenbitte
76 Autor*innen, Bild- und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Ilse Junkermann

Im Bodenpflaster eingelassen ist eine Bronzetafel, bestehend aus vier Trittplatten. Sie sollen etwas verdecken, was doch aus allen Fugen hervorquillt. Der umlaufende Text zitiert in hebräischer Schrift Psalm 130,1: »Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir«. In deutschen Worten wird auf Gottes Namen verwiesen, der während der Shoa unter dem Kreuzeszeichen in sechs Millionen Juden gestorben sei. Das Unrecht, das ihnen widerfahren ist, lässt sich nicht verdecken. Ihr Blut ist es, das – metaphorisch – aus den Trittplatten quillt.

Diese Bronzetafel befindet sich an der Wittenberger Stadtkirche St. Marien. Sie folgt dem Anliegen, ein verstörendes Erbe aufzunehmen und selbstkritisch zu kommentieren. Denn an der Mauerfassade hoch über der Bronzetafel ist eine der etwa dreißig Schmähplastiken, die sich in und an Kirchen Mitteleuropas finden und mit denen im Mittelalter die Juden und ihre Religion karikiert und verspottet wurden.

Der leichtere Weg wäre, das schlimme Bild zu entfernen. Aber weil Geschichte sich nicht einfach entsorgen lässt, entschloss sich die Kirchengemeinde bereits 1988, im Gedenken an fünfzig Jahre Pogromnacht, die Bronzetafel als korrespondierendes Denkmal in Auftrag zu geben. Seitdem wird an diesem Ort an die christliche Schuld und Verantwortung erinnert für das, was den Männern und Frauen jüdischen Glaubens in all den vergangenen Jahrhunderten an Schmähung, Verfolgung und Ermordung angetan wurde. Die Worte an der Schmähplastik und auf der Bronzetafel zitieren Martin Luthers unsäglich schlimme Schrift gegen die Juden. Beide Bildmale erzeugen eine Spannung, die schier unerträglich ist. Eine Spannung, die entsteht und fortbesteht, wenn Schuld-Geschichte nicht verdeckt wird, eine Spannung, die gerade so zum klaren Bekenntnis führt, ja, es fordert.

Doch dieser Weg bleibt umstritten. Kann etwas Negatives tatsächlich Positives bewirken? Kann es ein »Pfahl im Fleisch« (2. Kor. 12,7) sein? Und: Ist es wirklich geeignet, so auf die Menschen zu wirken, dass sie den Weg durch die enge Pforte wählen (Mt 7,13f.)?

Zur Einführung des 27. Januars als Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus sagte der damalige Bundespräsident Herzog: »Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem

Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.« Es geht also um das Bewusstsein einer bleibenden Gefährdung.

Nun ist nach mehr als 70 Jahren, nachdem NS-Deutschland die Ausrottung ganzer Bevölkerungsgruppen Europas betrieben hatte, die Geschichte präsent: in vernarbten Städten und deren Mahnmalen, in Gedenkreden und Ausstellungen, nicht zuletzt in den Erinnerungen von Überlebenden und ihren Nachfahren. Auch die beschämenden Ausfälle des berühmtesten Wittenbergers, Martin Luther, und deren schreckliche Wirkungsgeschichte sind im Zusammenhang des Reformationsjubiläums verhandelt worden. Sowohl die EKD-Synode als auch die Synode der Mitteldeutschen Landeskirche distanzieren sich von Luthers Feindseligkeit gegenüber den Juden und erinnern an die jahrhundertealte Mitschuld der Kirche an der Ausgrenzung und Vernichtung jüdischen Lebens.

Erinnerung darf nicht beim Erinnern bleiben, vielmehr muss es zum Handeln kommen. Dies gilt umso mehr, als im öffentlichen Raum neuerdings wieder ungestraft rassistische Denkfiguren platziert werden und sogar eine erinnerungspolitische Wende gefordert wurde. Deshalb benötigen Projekte gegen Rassismus und Gewalt weiterhin die deutliche staatliche Unterstützung, Flüchtlingsinitiativen brauchen unsere tatkräftige Begleitung. Und der Predigtdienst am 27. Januar steht vor der Aufgabe, die nicht selbst erlebte und darum in der Gefahr des Erstarrens stehende Geschichte aus der Vergangenheit ins eigene Gedächtnis zu übernehmen. Dies gelingt vor allem dann, wenn aus der Spannung zwischen dem einstmals Gewesenen und der bleibenden Gefährdung eine existentielle Ergriffenheit erwächst, eine Betroffenheit, die das eigene Urteil schärft und zu verantwortetem Handeln führt.

Auf die Frage an Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, wann sich eine mittelalterliche Schmähplastik wie die in Wittenberg historisiert, so dass ihre Schmähung keine Kraft mehr hat, antwortet dieser, seine Sorge sei, dass sie wieder anfange zu senden. Das aus dem Boden quellende Blut der Bronzetafel an der Wittenberger Stadtkirche unterhalb der Schmähplastik lässt mich als Betrachterin tief berührt zurück. Gut so.

Ich wünsche der vorliegenden Predigthilfe, dass sie solches existentielle Betroffensein bei Leserinnen und Lesern, Predigerinnen und Predigern und dann auch bei den Hörerinnen und Hörern wirkt.

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde von ASF,

die Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum liegen hinter uns. Große und wichtige Worte sind insbesondere in den letzten beiden Jahren der Reformationsdekade zur Judenfeindschaft Martin Luthers gesprochen worden. Das Thema scheint umfassend auf der großen Bühne behandelt worden zu sein. Aber die großen und wichtigen Worte bedeuten eine ganz eigene Gefahr: die eines nun vermeintlich möglichen Abschlusses der Diskussion und einer so möglichen Erledigung des Problems.

Aber die Judenfeindschaft des Reformators und nicht nur der damaligen Kirche ist dadurch, dass sie bekannt ist, längst nicht gebannt. Es gilt, wachsam zu bleiben und genau zu analysieren, wo und in welchen theologischen Topoi sie uns nach wie vor begegnet. Es gilt, genau zu prüfen, wie Theolog*innen so ausgebildet werden, dass sie die Gefahren erkennen. Und es gilt nicht zuletzt, unheilige Allianzen zwischen der theologischen Abwertung des Judentums und dem rassistischen Antisemitismus oder der Dämonisierung des Staates Israel aufzudecken und zu bekämpfen. Es liegt weiterhin viel Arbeit vor uns und das Reformationsgedenken kann hier keine abschließende, sondern muss vielmehr eine aufbrechende Funktion haben. In diesem Sinne möchten wir auch die beiden Gottesdienstentwürfe zum 27. Januar verstanden wissen, einmal für den 27. Januar selbst, entworfen von der AG Theologie der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und einmal für den sich am 28. Januar anschließenden Sonntag, vorgelegt von Helmut Ruppel.

Gedenken darf nicht erstarren, Gedenken ist ein Prozess. Dazu ist es auch notwendig, lieb gewordene Arten des Gedenkens immer wieder auf die Probe zu stellen. Als ich das erste Mal Wittenberg besuchte, hat mich die am 9. November 1988 eingelassene Bodenplatte vor dem Relief der abscheulichen sogenannten *»Judensau«* an der Marktkirche positiv berührt. Sie entsprach und entspricht eigentlich immer noch meiner Vorstellung von dem, wie die Erinnerung an die Schande bewahrt und gleichzeitig durch die Kontextualisierung interpretiert und aktualisiert werden kann und muss. Hier heißt es *»Der wahre Name Gottes, der verleumdete Schem Ha Mphoras, den die Juden lange von den Christen als unaussprechlich heilig erachteten,– dieser Name starb gemeinsam mit sechs Millionen Juden im Namen des Kreuzes.«* Der wahre Name Gottes starb in den Konzentrationslagern, das ist eine theologisch dichte Aussage, die an die christlichen Interpretationen der Geschichte Elie Wiesels aus seinem Buch »Nacht« erinnert, in der ein Junge, der noch zu leicht ist für den Strick, qualvoll hingerichtet wird.

Doch ein Seminar im Reformationssommer hat mich hier nachdenklich werden lassen. Im Rahmen unseres Programms *»Germany Close Up«* waren wir mit einer Gruppe junger jüdischer Amerikaner*innen und Studierenden für zwei Tage in Wittenberg und setzten uns unter anderem mit ebendiesem Relief auseinander – auf kritische und konstruktive Weise. Gemeinsam mit dem leitenden Rabbiner des American Jewish Commitee aus den USA, Noam Marans, beschäftigen wir uns fast in jedem Jahr mit Themen, die uns gemeinsam theologisch herausfordern, so in den vergangenen Jahren etwa mit den Passionsfestspielen in Oberammergau oder auch mit christlicher palästinensischer Theologie. Und in diesem Jahr führte uns die gemeinsame Arbeit nun nach Wittenberg.

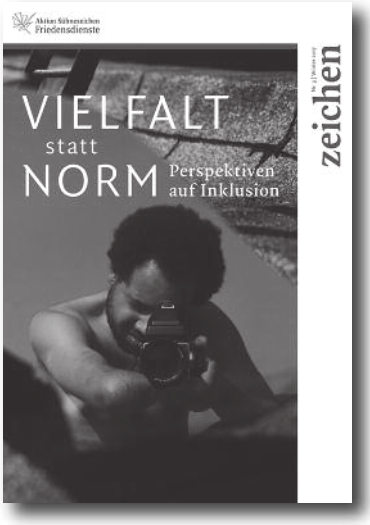
In den Diskussionen musste ich aber feststellen, welche Verletzungen dieses Relief durch seine bloße Präsenz und auch durch seine Betitelung als »Judensau« hervorrufen kann. Gut gemeinte Diskussionen wiederholten gleichwohl ständig den Begriff *»jewish pig«* und angesichts dieser gefühlten Beschämung durch das abscheuliche Bild war zumindest für einige Diskutierenden die Platte im Boden kein angemessenes Gegengewicht. Hinzu kam, dass für die Amerikanerinnen und Amerikaner die Ereignisse in Charlottesville, Virginia einige Wochen zuvor den Diskurs bestimmten. Die Pläne der dortigen Stadtverwaltung die Statue von Robert E. Lee, dem bekannten Südstaatengeneral und damit Verfechter der Sklaverei, abzureißen, hatte zu einem Protestmarsch ultrarechter Gruppen geführt. Eine junge Frau war dabei ums Leben gekommen und nicht wenige unserer amerikanischen Gäste sprachen sich dafür aus, die Darstellung von der Wittenberger Stadtkirche zu entfernen, um jüdischen Menschen die Beschämung zu ersparen und das Bild seiner Mächtigkeit zu berauben.

Wir stellen ihnen zwei Artikel vor, die sich aus transatlantischer Perspektive mit dieser Frage beschäftigen: einen Text unseres ehemaligen Freiwilligen Malte Lehming und einen Aufsatz von Rabbiner Noam Marans. Ich selbst stimme letzterem zu, dass das Nicht-Entfernen des Bildnisses die richtige Wahl ist, gleichzeitig hat mich die Diskussion nachdenklich werden lassen. Denn die Erinnerung und das Gedenken im Land der Täter*innen muss sich bewusst sein, wie schmerzhaft die Form des Gedenkens für die Nachfahren der Opfer sein kann. Auf jeden Fall werde ich in Zukunft dem Vorschlag Peter von der Osten-Sackens folgen und von der »Sau an den Kirchen« sprechen – denn diese verweist nicht primär auf das Judentum – sondern auf uns selbst.

Einen zweiten Schwerpunkt haben wir in diesem Heft auf den theologischen Umgang mit Krankheit und Behinderung gelegt.

In den kommenden Monaten wird der Gründer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, der ehemalige Richter Lothar Kreyssig von der Gedenkstätte in Yad Vashem als »Gerechter der Völker« geehrt, da er zwei jüdische Frauen bei sich versteckte und ihnen so das Überleben sichern konnte. Begonnen hatten das Engagement und der Widerstand Kreyssigs aber bereits vorher, mit dem Widerstand gegen die Ermordung der Menschen, deren Leben von den Nationalsozialisten als »unwert« eingestuft wurde. Kreyssig schrieb dazu:

»Die Frage nach dem Sinn solchen Lebens rühret an die tiefsten Daseinsfragen überhaupt. Sie führt unmittelbar auf die Frage nach Gott. So ist auch meine Stellung zu ihr und – denke ich – vieler anderer Deutscher und deutscher Richter durch meinen christlichen Glauben bestimmt. Von dort her ist die ›Vernichtung lebensunwerten Lebens‹ überhaupt ein schwerer Gewissensanstoß. Leben ist ein Geheimnis Gottes. Sein Sinn ist weder im Blick des Einzelwesens noch in dessen Bezogenheit auf die völkische Gemeinschaft zu begreifen. Wahr und weiterhelfend ist nur, was Gott uns darüber sagt. Es ist darum eine ungeheuerliche Empörung und Anmaßung des Menschen, Leben beenden zu dürfen, weil er mit seiner beschränkten Vernunft es nicht oder nicht mehr als sinnvoll begreift.«



Bereits 2010 hat ASF dem Thema der sogenannten »Euthanasie« eine eigene Predigthilfe gewidmet. In unserem Jubiläumsjahr – im Mai feiern wir den 60. Geburtstag unserer Organisation – widmen wir dieser Fragestellung das vorliegende Heft und ein *zeichen* mit dem Titel *»Vielfalt statt Norm – Perspektiven auf Inklusion«*, welches Sie gerne bei uns bestellen können.

In dieser Predigthilfe finden sich dazu zwei Texte: eine vorsichtige und berührende Reflexion von Lorenz Wilkens zu Versen aus dem zweiten Korintherbrief (2. Kor. 4, 6-10) und eine Bibelarbeit von Julia Watts Belser und Marie Hecke, die sich kritisch mit der biblischen Rede von Krankheit und Gesundheit und unserer geläufigen Interpretation dieser Rede auseinandersetzen. In der Nachfolge des Theologen Ulrich Bach fordert Marie Hecke ein Umdenken und eine »Theologie nach Hadamar«, benannt nach der zentralen Ermordungsstätte für Menschen mit Behinderungen. Sie zitiert Anne Krauss: »Es geht um ein Sehen und Verstehen der Welt und des menschlichen Schicksals nicht von einer ideologiegeprägten ›Tribüne‹ der scheinbar Gesunden

herab, sondern aus der tief gelegten ›Arena‹ des gelebten, geliebten, umkämpften und erlittenen Lebens.« Solch ein gemeinsames Sehen und Verstehen braucht homiletisch eine gemeinsame Sprache. Wie diese aussehen kann, zeigt beispielhaft die Andacht von Anne Gidion.

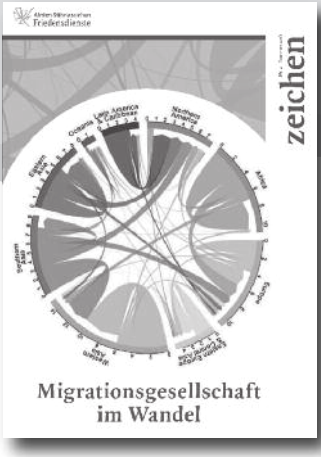
Helmut Ruppel beschäftigt sich in Liturgieentwurf und Reflexion mit Versen aus Kohelet 7 und schlägt für ersteren einer Auseinandersetzung mit der starken Gespenstergeschichte von Ruth Klüger vor. Ruth Klüger führt nachdrücklich vor Augen, in welchen Gefahren wir mit unserer auch so gut gemeinten Erinnerungspraxis stehen, nämlich »vor lauter Erschütterung über das Unsägliche die zu Erinnernden zu vergessen«. Ich fühlte mich ertappt beim Lesen – vielleicht geht es Ihnen ja ähnlich. Dieses Ertappt-Werden ist jedoch heilsam, rückt es doch den eigenen Blick wieder dahin, wohin er auch zu richten ist – auf die, die in unserem Land und anderen Ländern durch »ganz normale Deutsche« ermordet worden sind.

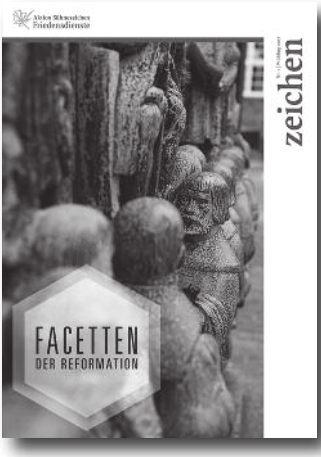
Wie immer finden sich auch in diesem Heft sorgsam vorgestellte Materialien von Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel und Berichte unserer Freiwilligen aus verschiedenen Jahren – diesmal mit dem Schwerpunkt der Inklusion. Die Zwischenblätter zeigen Bilder des Malers Fritz Krüerke und das Titelbild zeigt die Schriftstellerin Hélène Berr. Für die sorgsame Hinführung zu beiden Menschen danke ich Ingrid Schmidt.

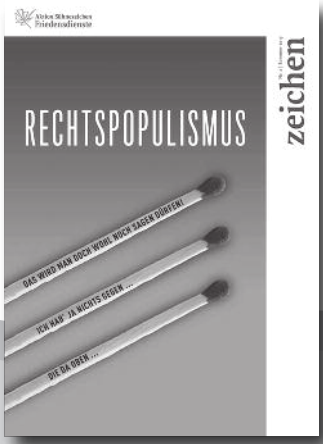
Zum Schluss bleibt stets zu danken. Dem unermüdlichen Redaktionsteam von Ingrid Schmidt, Helmut Ruppel und Lorenz Wilkens, den Freiwilligen für Einsatz und Texte, den Autorinnen und Autoren des Hefts, die uns wie so oft bereitwillig und engagiert ihre Texte überlassen haben und nicht zuletzt Ihnen, unsere Leserinnen und Leser, für die wir schreiben und mit denen wir uns im gemeinsamen Engagement verbunden wissen.

Und so grüße ich Sie von Herzen
Ihre und Eure

Dagmar Pruin







Dreimal im Jahr erscheint die ASF-Zeitschrift zeichen.

Mit thematischen Schwerpunkten, spannenden Analysen und bewegenden Berichten von Freiwilligen wird umfassend und unterhaltsam über soziale, historische und gesellschaftspolitische Themen rund um die Beschäftigungsfelder von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste berichtet.

So bekomme ich das zeichen:

Mitglieder, Projektpartner, Multiplikator*innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter*innen und Ehrenamtliche erhalten das **zeichen** als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser*innen zu werben...

Ehemalige Freiwillige erhalten das **zeichen** in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das **zeichen** ab einer Spende von 10 Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen im Briefkasten.

Das kommende *zeichen* dreht sich um das 60. Jubiläum von Aktion Sühnezeichen. Es erscheint Mitte April 2018.

Bestellen Sie das zeichen jetzt:
infobuero@asf-ev.de oder 030 / 28 395 – 184

KAPITEL I
Anstöße aus der biblischen Tradition

Bernd Krüerke: Am Rande von Naundorf (Spreewald), 2008

Licht aus dem Dunkel

Zu 2. Kor. 4, 6 und 10

Lorenz Wilkens

»Denn der Gott, der sprach: Aus der Finsternis wird Licht strahlen [– es ist derselbe], der in unseren Herzen leuchtet – bis hin zum Lichtschein der Erkenntnis der Ehre Gottes auf dem Gesicht Christi.«

»Immer tragen wir das Sterben Jesu am Leibe, damit daran auch sein Leben erscheine.« (Die erste Äußerung des Gedankens der *imitatio Christi*.[1])

Zu V. 6: Paulus bezieht sich hier

(1) auf den Beginn der Schöpfung: »Und Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht.«[2] Er setzt das Schöpfungslicht mit dem Licht Gottes, das »in unseren Herzen leuchtet«, gleich. In unseren Herzen leuchtet Schöpfungslicht. Paulus erinnert an die Schöpfung als Konnotation des Lichts. Es ist identisch mit der Energie der Schöpfung. Das Licht konstituiert den Raum – es macht ihn wahrnehmbar und denkbar, mithin auch Bewegung, mithin Zeit und Denken – Unterscheidung. Dabei lassen sich die Werke der Schöpfung in einer Richtung anordnen – der Richtung auf das Leben hin. Raum, Zeit, Unterscheidung sind nach der Schöpfungsgeschichte Bedingungen des Lebens. Es ist außerhalb von Raum und Zeit nicht denkbar. Es greift beständig in sie aus und in sie ein. Diese Möglichkeit des Eingriffs ist *imitatio Dei creatoris* – sofern sie das Licht nicht nur als ihre Quelle, sondern auch als ihr Vorbild gelten lässt. Gott hat den Werken seiner Schöpfung selbständigen Bestand und Wesen und somit Denkbarkeit verliehen. Er hat ihnen insofern von seinem eigenen Wesen mitgeteilt. Denn er ist das schlechthin autonome, selbstgenügsame Wesen[3]. Er versteht sich rein aus sich selbst, und er hat seinen Werken von dieser Eigenschaft mitgeteilt. Daher gehört die Achtung vor der Eigenart seiner Geschöpfe mit der Ehrfurcht vor Gott untrennbar zusammen.

(2) Paulus nimmt zugleich auf Is 9, 1 Bezug, den Beginn des uns durch das Weihnachtsfest bekannten Erlösungs-Hymnus: »Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht; und über die da wohnen im Lande des Todesschattens, scheint es hell.«[4] Darnach in V. 5 das Zentrum dieses Liedes: »Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft liegt auf seiner Schulter.« Bei diesem Licht handelt es sich um Erlösungslicht. Wir sehen: Paulus bringt Schöpfungs- und Erlösungslicht zusammen; sie gelten ihm als identisch. Mit der Erlösung stellt sich der Schöpfungsstand wieder

her. Darin ist eingeschlossen, dass die Affinität, die Ähnlichkeit zwischen allen Geschöpfen und Gott wiederhergestellt wird – ihre Autonomie, ihr Recht auf Integrität, ihre Selbstgenügsamkeit – dies, dass die Ehre, die man ihnen schuldet, ein Teil der Ehre Gottes ist.

(3) Gott lässt dies Licht »auch in unseren Herzen leuchten – zum Licht der Erkenntnis der Ehre Gottes auf dem Gesicht Christi«. Paulus hat Jesus niemals gesehen, verfügt aber über eine intensive Vorstellung seines Gesichts. Er sieht es geprägt von der Erkenntnis Gottes des Schöpfers u n d Erlösers. Man kann sagen, auf diesem Gesicht kommt das Licht der Erlösung mit dem der Schöpfung überein. Das Schöpfungslicht – das dramatische Ende der allgemeinen Finsternis. Das Erlösungslicht – das Ende jener Verfinsterungen, die sich auf den Gesichtern und in den Herzen der Menschen bilden, wenn sie die Fähigkeit einbüßen, ihr Leben als Schöpfung anzunehmen – als Licht dort, wo zuvor allgemeine Finsternis herrschte. Also das Ende der seelischen Verzerrungen und Verhärtungen, die dadurch entstehen, dass man die Durchsetzung seines Willens, seiner Bedeutung von dem allgemeinen, dem Schöpfungsleben isoliert und höher stellt als es. Ich möchte sagen: das Ende der Geistlosigkeit, denn Geist – das ist die allgemeine Schöpfungsmacht; »der Geist Gottes fuhr herab auf das Wasser. Und Gott sprach: Es wird hell, und es wurde hell.« (Gen 1, 2) Mit Jesus also das Ende der Verfinsterungen, die die Allgemeinheit des Schöpfungslichts zerstückeln, sodass ihrer nicht mehr gedacht werden kann. Jesus stellt – so sieht ihn Paulus – die beruhigende und belebende Einsicht wieder her, dass wir alle ein Teil der Schöpfung sind, in diesem Sinne alle gleich unmittelbar zu Gott.

+

Von hier zu V. 10:

»Immer tragen wir den Tod Jesu am Leibe, damit daran auch sein Leben erscheine.«

Wie ist das zu denken? Zu der Art, wie Paulus sich Jesus vorstellt, gehört die Erinnerung an seinen Tod am Kreuz; er kann sie von dem Zusammenhang mit dem Leben seines Herrn nicht trennen. Er sieht das Gesicht des toten Christus vor sich – und darauf den Geist, der das Schöpfungslicht spiegelt, unverstellt, ungetrübt, nicht überschattet vom »Todesschatten«. Denn Jesus hat die Qual des Sterbens, die Nähe des Todes von dem Gedanken des Schöpfungslichts, von der Nähe zu ihm nicht getrennt. Paulus denkt, in seinem Sterben habe sich der Satz aus Ps 23 erfüllt: »Auch wenn ich gehe im Tale des Todesschattens, fürcht' ich kein Unglück.« Wir sagen es ja oft in unseren Predigten, dass auch

der Tod Jesu ihn von Gott nicht habe trennen können; doch können wir es uns konkret vorstellen? Solcher Vorstellung nähern wir uns mit Hilfe unserer Textpassage – durch den Gedanken der Identität von Schöpfungs- und Erlösungslicht. Erlösung – das ist die Wiederbringung der Einsicht, der Empfindung, dass das Schöpfungslicht allgemein ist, dass eigentlich es herrscht. Diese Einsicht bis in das Sterben hinein festzuhalten – das ist es, was man von Jesus lernen kann: Der Tod ist kein Einwand gegen die Allgemeinheit des Schöpfungslichts.

+

Paulus hat Jesus nie gesehen; doch ihm war gewiss, dass auch das Sterben Jesu ihn aus der Gemeinschaft jener, die Gott die Treue halten, nicht ausschloss. Diese Einsicht muss zu der gewaltigen Konversion gehört haben, die den Feind der Urkirche in eines ihrer besonders entschiedenen und tätigen Mitglieder verwandelte. »Nein, Jesus war kein Messias-Prätendent, kein Betrüger; zu der befreienden, lösenden Wirkung, die von ihm ausging, gehörte die ebenso sanfte wie beharrliche Betonung seiner Liebe zu der Schöpfung, zum Schöpfer« – man denke in diesem Sinne an den Hymnus der Liebe im 1. Korintherbrief.

Wie oft habe ich auf den Gesichtern von Menschen, die als »behindert« galten, diesen Ausdruck gesehen – den Ausdruck des elementaren, heiteren, wie medialen, von Grundsätzen freien, auf sie nicht angewiesenen Gelten-Lassens dessen, was ihnen begegnete – so oft, so unvergesslich, dass ich zu der Überzeugung komme, dass wir sie in jener Gemeinschaft, die sich um die Treue zu Gott und ihre Erneuerung bemüht, benötigen.

Lassen Sie mich in diesem Sinne mit einer Erinnerung an meinen Sohn schließen, der »autistisch« genannt wurde und mit dem ich bis zu seinem Tode – er war damals 19 Jahre alt – gelebt habe; die Passage aus dem Zweiten Korintherbrief bringt mich unweigerlich darauf: Ich befinde mich auf einem Spaziergang mit ihm in dem Wald nordöstlich der Glienicker Brücke (in Berlin-Wannsee). Es ist Herbst – kühl und bewölkt. Er ist hinter mir zurückgeblieben. Ich wende mich zu ihm um und sehe, wie er sich seinerseits umsieht – in die Höhe, zu einer Gruppe von hohen Buchen hinauf, die das eben durch die Wolken dringende weiße Licht der Sonne wie willkommen heißen, sich – die Reflexe auf den Stämmen zeigen es – von ihr beleuchten und wärmen lassen; ich fühle, welche Wohltat meinem Sohn dieser Anblick bedeutet, ein lösendes Gefühl ähnlich dem, das Paulus zu der Gleichsetzung von Schöpfungs- und Erlösungslicht mag bewogen haben. Die lösende

Empfindung geht auf mich über, und fortan trägt meine Verbindung mit dem Sohn den Namen dieser Erinnerung.

---

1 Cf. Thomas a Kempis, De imitatione Christi. Er lebte von 1380 bis 1471.

2 Das Wort σκότος skótos – Finsternis – begegnet in Gen 1, 2 wie in 2. Kor. 4, 6; desgleichen der Aorist von λέγειν légein – sprechen – an beiden Stellen, in Gen 1, 3 im Indikativ, in 2. Kor 4, 6 als Partizip.

3 Man denke an den Choral von Gerhard Tersteegen: »Allgenugsam Wesen« (1729), EKG Nr. 270. Das Wort Selbstgenügsamkeit übersetzt das griechische αὐτάρκεια autárkeia.

4 Hier begegnen – wie in 2. Kor. 4, 6 – die beiden Wörter σκότος skótos – Finsternis – und λάμπειν lámpein – scheinen, leuchten. Letzteres ist in der Septuaginta selten; es findet sich nur an fünf Stellen; die Stelle aus dem Buch des Jesaja ist die einzige, die nicht zu den jüngsten Partien des Alten Testaments gehört. Der »Todesschatten« (hebräisch zalmáwät) begegnet auch in Ps 23, 4: »Auch wenn ich gehe im Tale des Todesschattens, fürcht' ich kein Leid &c.« (Übs. von Leopold Zunz)

»Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden«?

Unentspannte Anmerkungen zu Koh 7, 15-22

Helmut Ruppel

I. »Darum lass deiner Worte wenig sein« – Koh 5,1

Täuscht mich mein Eindruck, dass die Projektabteilung Exegese zunehmend ungeduldiger, ja unduldsamer wird mit dem Weisheitslehrer Kohelet? Nicht einmal sein Name kann befriedigend gelöst werden – »Prediger« angesichts einer klar feminin grammatischen Bildung? Da fängt es schon an und aufhören kann es nur mit der subtilen Bitte »...auf dass wir klug werden.«[1]. Und zwischendrin bei der Verstehensarbeit gibt es verärgerte Seufzer, wie er denn nun zu verstehen sei: »...als Realist und als Utopist, als Grübler und als Empiriker, als Intellektueller und als Politiker, als Rationalist und als Skeptiker, als Nihilist, als Theologe, als Workaholic, aber auch als Depressiver, als Zyniker.«[2]

Da nun »Zeit« ein Kohelet bewegendes Thema ist – »Alles hat seine Zeit« ist der meistzitierte Text des Buches, und vermutlich lediglich ›zitiert‹, ob nun melancholisch oder problembesiegelnd – möchte man gerne mit Ebach eine Zeile hinzufügen: »...und Kohelet auszulegen hat auch seine Zeit«. Nichts gegen zeitgebundene Lektüre und Auslegung – sie wird die Unduldsamkeit befördern... Wie analytisch-anatomische Philologie mit dem tausendfältigen Besteck der operierenden Exegese diesem eigen-sinnigen Erfahrungsdenker nahekommen will, erscheint rätselhaft.

Da wird zu heftigen Urteilen gegriffen: »Für sich allein gelesen, wirken V. 16f. wie die rein opportunistische Empfehlung einer mediokren unilitaristischen Ethik«[3], oder gleich zum Bankrott der Ethik erklärt, zum skrupellosen »Immoralismus«, der »Gut und Böse« in den eignen Dienst stellt. Es wird irritiert gefragt: »Kann es also eine ›moderate‹ Gerechtigkeit geben? Und wie müsste sie aussehen?«[4]. Wäre das nicht eine »absurde Empfehlung«?[5] und die dennoch sympathisch bleibende konventionell-höfliche Auskunft der Züricher Theologin Annette Schellenberg, diese Empfehlung Koh 7, 16f. sei aber sehr »unkoventionell«. Sie will bei weiteren Versen »für andere Erklärungen offenbleiben«, diesen schweizerischen Charme möchten wir vielen Exegesen dringend empfehlen und es ist nachzuempfinden, dass sie einen Ruf angenommen hat an die Theologische Fakultät der Universität in... Wien.

Zu dieser Offenheit für andere Erklärungen sollte auch das Bedenken des Textes im jüdischen Festjahr gehören: Er wird zu Sukkot, dem Laubhüttenfest,

gelesen und bedacht, womit seine Weisheit der Weisheit der Tora gegenübergestellt wird, und nicht nur das... Eine schöne Predigt dazu in »Wenn Eva und Adam predigen« (Teil 2) von Sabine Zoske (hrsg. v. M. Korenhof und R. Stuhlmann, 1999, Presseverband Rheinland).

Zurück zum Projekt der protestantischen Perikopenrevision, die zum Sonntag Septuagesimae den *Prediger* auf die Kanzel bittet, was in unserem Falle die Aufgabe verschärft, weil der 27. Januar, der Gedenktag für die Opfer des Faschismus, oft in den Lichtkreis von Septuagesimae fällt.

Welchen Text empfiehlt die Perikopenrevision:

»Dies alles habe ich in meinen flüchtigen Tagen gesehen:
Es gibt Gerechte, die trotz ihrer Gerechtigkeit zugrunde gehen,
und es gibt solche, die das Recht brechen
und es in ihrer Bosheit lange machen.
Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise.
Warum willst du dich zerstören?
Brich kein Recht, sei nicht dumm.
Warum willst du vor deiner Zeit sterben?
Es ist gut, wenn du an der einen Sache festhältst
und dennoch von der anderen nicht deine Hände lässt.
Tatsächlich: Wer Gott achtet, entkommt allem.
Die Weisheit macht die Weisen stärker als zehn Oberhäupte,
die einst die Welt regierten.
Gewiss gibt es keine Menschen im Land,
die gerecht sind und gut handeln,
ohne dass sie sich eines Vergehens schuldig machen.
Nimm dir nicht alle Worte zu Herzen, die da gesprochen werden,
Höre nicht hin, wenn deine Angestellten dir fluchen.
Bestimmt weiß dein Herz, dass auch du oft anderen geflucht hast.«
(Bibel in gerechter Sprache; Übersetzer: Detlef Dieckmann-von Bünau)

II. »Sei nicht allzu gerecht« – Koh 7,16

»Es hat weder stifel noch sporn. Es reitet nur in socken gleich wie ich, da ich im klosther war.«[6]. Hätte Martin Luther dem Kohelet verwandt gedacht, als er noch im Kloster war, wäre wohl die Christentumsgeschichte etwas anders verlaufen. Lux hat die präzise Komposition dieser Sätze beschrieben in seinem schönen Aufsatz zum »Lebenskompromiss« Kohelets, der in der »Gottesfurcht« seine Gestalt findet (In: Alttestmantlicher Glaube, hrsg. Von J. Hausmann u.a.,Stuttgart 1972, 272). Mit den »flüchtigen« Tagen ist der rote Faden

gleich benannt, die vergehende Zeit, die Sterblichkeit, die erwartbare Vergeblichkeit allen Tuns, das Leben im Fragment: Angesichts des Fragmentarischen dennoch bleibende Sätze sagen, die von neuer Erfahrung widerlegt werden und damit ihre Wahrheit bestätigen.

Der israelische (Ver)Dichter Elazar Benyoetz sagt zu Kohelet: »Es gibt viel zu tun unter der Sonne, aber nichts zu wollen, denn es ist nichts zu machen… Schau dich um und sieh dich vor!«[7]

Kohelet hat »alles« gesehen, das gerät ihm zu zwei Einweisungen; die, präzise antithetisch parallelisiert, im Partizip eine zeitlos dauerhafte Gültigkeit beanspruchen, sich aber auch als Kritik an der Verabsolutierung bestimmter Erfahrungen verstehen lassen. Es gehört zu den Eigenarten von Kohelets Denkstil, dass es Erfahrungen gibt, Ausnahmen von Erfahrungen gibt und im Nebeneinander von Bestätigung und Widerlegung der Wunsch nach Plausibilität, der anschließend von neuer Erfahrung als sinnlos abgelehnt wird. »Symposiastische Philosophie« ist das genannt worden, man könnte es auch »Lehrgesprächsnotizen« oder mit Enzensberger »Gesammelte Zerstreuungen« nennen, denn oft wird sehr unvermittelt gesprungen…

Und wie nebenbei alles umstürzt, was in Israel Halt, Orientierung, klassischen Lebenssinn und Existenzmaxime sind: Der Gerechte krepiert, der Frevler triumphiert. Tun und Ergehenszusammenhang, Fundament biblischer Lebensgewissheit – dahin!

Hiob hat es gewusst, einzelne Psalmen auch, doch mit Kohelet geht die tragende Gewissheit endgültig dahin – für immer? Nun, es kann vorkommen… Darf man einen modernen Begriff wie »Urvertrauen« in die antike Welt übertragen, dann ist bei Kohelet *eine* Ausprägung biblischen Urvertrauens verloren gegangen – für immer? Nun, es kann vorkommen…

Kommentatoren sind um Milderung bemüht, verweisen auf persönliche Erfahrungen Kohelets, auf Regelausnahmen; es sei nicht absolut, nicht grundsätzlich, nicht lückenlos gemeint. Doch: Für Kohelet gilt: Gesehen und gesagt. Ob Kohelet noch insgeheim darauf hofft, dass der Tun-Ergehen-Zusammenhang durch Rechttun und unbeirrbares Hoffen wiederhergestellt werden kann? Die Kommentatoren erhoffen einen Ausweg im »Goldenen Mittelweg«, wie es vor allem Schwienhorst-Schönberger (HthK-AT) lehr-reich (»Sei nicht all zu gelehrt!«) vorführt (572 S.). Er gibt einem eigentlich verlorenen Wort die Würde zurück: »mediokritas«. Während es bei Schellenberg knapp heißt: »Die Lösung liegt für ihn in Mässigkeit«[8], wird bei Schwienhorst-Schönberger[9] ausführlich die Vergewisserung in der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles und dessen Grundlegungen zum gelingenden Leben (excellent!) entfaltet. »Tanach

– Lehrbuch der Jüdischen Bibel«, spricht ebenfalls von »goldener Mitte«[10]. Und doch: Gerecht, vernünftig, maßvoll, maßhaltend, ausgewogen, im Gleichgewicht, Extreme vermeidend, vor allem: nicht übertreibend! Ist das die Intention eines biblischen Weisheitslehrers – entspannt-bekömmlicher Fatalismus? Hätten denn diese Tugenden das Buch dem Fest Sukkot zugeordnet? Immer bekömmlich zu lesen: »Mittelmaß und Wahn«, Enzensbergers Porträt der westdeutschen Republik, die von den Warnungen vor »all zu« voll war[11].

»Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise!« – Es ist wahrhaftig irritierend, kann es denn biblisch ein mehr oder weniger gerecht geben? »Alttestamentlich ist Gerechtigkeit ein Superlativ«[12], was bringt Kohelet dazu, vor einem »allzu« zu warnen? Köhlmoos sieht eine Spur bei der zweiten, der Warnung vom »allzu« weise sein, wenn sie auf den Zusammenhang von 2, 14.15 und der Vergeblichkeit des Weisheitserwerbs angesichts des unausweislichen »Geschicks« hinweist. Für sie ist die Erkenntnis der Sterblichkeit die radikale Lebensbestimmtheit des Menschen bei Kohelet. Das greift tiefer als das Lob des Mittelwegs. Arbeit an der Gerechtigkeit, Arbeit an der Weisheit ohne die Dauerreflektion des »Geschicks«, der Sterblichkeit und des Gerichtes Gottes macht »bewusstlos«. Köhlmoos formuliert, und das ist ein »Ausweg« aus dem »Mittelweg«: »Nicht im Übermaß gerecht zu sein, heißt dann, unter ›eschatologischem Vorbehalt‹ gerecht zu sein.«[13]

Liegt der Rat von Rabbi Tarphon auf dieser Ebene: »Es ist dir nicht aufgegeben, das Werk zu vollenden; und es ist dir nicht erlaubt, von ihm abzulassen!«?

Jetzt rückt die Nähe zum Laubhüttenfest deutlicher in den Blick: Das Wohnen in Hütten, durch die der Wind geht wie auch die Sterne blinken, bildet die Unstetigkeit menschlichen Lebens ab und warnt vor dem »all zu«! Nicht zufällig war das Grundmuster des Kirchenbaus nach 1945 das Zelt, Aufenthalt im »Unterwegs«. »Festgemauert in der Erden« – menschlich verständlich und zugleich rührend als Lebensgestaltung... Die Zerbrechlichkeit und Flüchtigkeit allen Handelns *wissen* und das Handeln *nicht missen*, das schärft R. Tarphon ein, ein weises Wort für jede Existenz im Angesicht Gottes.

»Gott, du versorgst Leib und Seele mit Nahrung. In deiner Gegenwart feiern wir die Gegensätze unseres Lebens«, heißt es zu Sukkot im Gebetbuch der Synagoge, »und nun hast du uns diese Zeit erreichen lassen.«, ein Danksatz, der genau weiß, dass dies nicht selbstverständlich ist. Wie man die Grunderkenntnis Kohelets nennen kann: Nichts ist selbstverständlich. Wem aber das zum Habitus wird, verfällt dem scharfen Urteil der *kritischen Theorie*:

»Wer das Seiende unterschiedslos und ohne Perspektiven auf das Mögliche der Nichtigkeit zeiht, leistet dem stumpfen Betrieb Beifall«, Kohelet im Examen

Adornos, aber tut er das? »Wo die Menschen der Gleichgültigkeit ihres Daseins versichert sind, erheben sie keinen Einspruch; solange sie nicht ihre Stellung zum Dasein verändern, ist ihnen eitel auch das Andere«[14], aber ist das Kohelets Geschäft? Adornos Wahrnehmung bis zum dem Satz »Nur wenn, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles«, werden wir, Tora und Propheten im Gehör, zustimmen. Und doch: Bricht nicht der Wandernde das Zelt, die Laubhütte, auch wieder ab und geht weiter? Und mit so wunderbaren Worten, die jedes Brautpaar in seiner Trau-Liturgie mit großem Entzücken hören, verheißen bekommen will:

»Besser Zwei als Einer allein, die guten Lohn in ihrer Mühe haben. Denn wenn sie fallen, richtet einer den anderen auf. Wehe dem Einen, der fällt, und hat keinen Zweiten, ihn aufzurichten. Auch wenn zwei beieinander liegen, wird ihnen warm. Aber Einer – wie kann ihm warm werden? Und wenn auch jemand einen Einzelnen überwältigt – zwei können ihm standhalten. Und eine dreifache Schnur reißt nicht so leicht« – 4, 9-12.

Mit solchen Sätzen leistet Kohelet nicht dem stumpfen Betrieb Beifall. Hier sollten die Sorgen der *kritischen Theorie*, Kohelet stabilisiere den schlechten *status quo*, einen erholsamen Augenblick innehalten... Und: der Radikalisierung des Todesgeschicks wird sich an einem bestimmten Punkt auch die Kritische Theorie stellen müssen; auch sie ist Kohelet 3 nicht entnommen...

Für Kohelet gilt, für wen gilt es nicht?: Intentionales Handeln und Gottes Zeiten können weit auseinanderfallen. Deshalb bleibt allein das »Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit, Wissen um Undurchschaubarkeit des göttlichen Planes«[15], darin vollzieht sich die Gottesfurcht; und der Gottesfürchtige entgeht allen Fallen des Bewusstseinsverlustes. Wenn das beziehungslose Todesgeschick alles Streben nach Weisheit und Besitz als absurd, als nonsense bloßstellt, verdichtet sich der Sinn des Lebens darauf, es zu leben, ihm Gestalt zu geben und darin »klug zu werden«, hat der Schöpfer doch auch »die Ewigkeit in das Herz des Menschen gelegt.«

III. Vom Stolperstein zum Stelenfeld – Kohelet und der 27. Januar

Wenige Schritte sind es vom kleinen Stolperstein zur großen Stelenfläche, vom fast versteckten See-Brunnen-Teich der Erinnerung an Sinti und Roma zum Reichstag mit den Holzkreuzen für die Getöteten im kalten Mauer-Krieg, von der Stele für homosexuelle Frauen und Männer zu den umgestürzten Gedenkgrabsteinen für vertriebene jüdische Politiker. Berlin – eine einzigartige Erinnerungslandschaft, die Ausgangspunkt für eine weitverzweigte städtische Geographie der Erinnerungsorte (233 Seiten umfasst der aktuelle

Band »Orte erinnern«) ist, die – nur numerisch niedriger gestuft – in Städten und Gemeinden Deutschlands zu finden ist – eine *Erinnerungskultur*, die zunehmend mit aggressivem Unbehagen kommentiert wird.

»Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur – eine Intervention« nennt Aleida Assmann[16] ihr Buch, in dem sie verärgerten, gereizten und wütenden Stimmen zur »Gedenkindustrie« antwortet und eine künftige Erinnerungspraxis bedenkt. Gerade *der 27. Januar*, versehen mit einem staatlichen Erinnerungsimperativ, zieht massive Kritik auf sich. Gemeint sind nicht die unreifen Senioren aus AfD und Pegida (ein später Sieg der SED und ihrer missratenen Geschichtspolitik, die das ganze DDR-Volk freisprach), die sich die »Schuldkultur« und die »12 Jahre« nicht vorhalten lassen wollen, gemeint sind Intellektuelle der Bundesrepublik wie Koselleck, Lübbe, Luhmann, Welzer, Knigge und Reemtsma. »Zur Eröffnung des neuen Museums der Gedenkstätte Bergen-Belsen am 28. Oktober 2007 wurden sage und schreibe sechzehn Grußworte und Reden gehalten, und alle waren sie inhaltlich völlig deckungsgleich« (Welzer) und vermutlich mit »historisch entkernter Frömmigkeit« (Knigge). Nehmen wir die Hauptschuldigen in der Kampfansage an die Erinnerungskultur in den Blick, die für Koselleck sieben großen Ps: »Professoren, die Priester, die Pfarrer, die PR-Spezialisten, die Presseleute, die Poeten und die Politiker«, die arbeiten an der »Vereinfachung, Verschlichtung und Mediatisierung« mit. Sind also die deutsche Weltmeisterschaft im Erinnern, der übersteigerte Philosemitismus, die Konversionen zum Judentum, die »Epidemie des Gedenkens«, das »Diktat der Aufarbeitung«, die »millionenschwere Gedenkindustrie«, das Pathos der Dauerbetroffenheit, die leeren rituellen Wiederholungen, die Sakralisierung des Holocaust in der Abwehr kruder Thesen von Ernst Nolte, das Vergessen im Erinnern...sind sie alle Grund zu sagen:

»Sei nicht allzu gerecht, sei nicht allzu weise«? Es gibt schon die deutsche DIN-Norm des Erinnerns und wer überhaupt noch auf der Welt sich mit politischem Systemwandel befasst, muss sagen »We are all Germans now!«[17]. Am deutschen Erinnerungswesen...

Deshalb nun »Sei all zu gerecht, sei nicht all zu weise!« ? Fast schematisch könnte man aus dem hebräischen Text (»weise sein« im reflexiven Hitpael) übersetzen: »Mache dich nicht weise im Überschuss, überspanne dich nicht, überdehne dich nicht, übersteigere und gebärde dich nicht über das Maß!« Da klingt die Intention durch: Du verlierst den Zusammenhang, und dein Ziel wird isoliert, wird ein Ziel *für sich*! Und das ist nicht mehr die Weisheit! Eine Warnung vor der Überanstrengung des Weise- und Gerechtseins! Was bedeutet das für deutsche Erinnerungskultur? Für die Rituale, die Gedenk-

gänge (mit Kerzen!), die Gottesdienste, die interreligiösen, die ökumenischen Gedenkstunden? Für die Sprache, die Emotionen, die Musik, »Lorbeerbaum mit Kammerensemble«? Und hatte Henryk Broder schon früh recht mit seiner qualvollen Parodie: »There's no business like shoabusiness«?

Nun ist es Zeit für eine Skizze von Ruth Klüger, die uns den Weg zu einer Predigt zum 27. Januar zeigen kann und Kohelets Mahnung stark werden lässt:

Gespenstergeschichte

Wenn ich eine frei erfundene Geschichte zum Thema der jüdischen Katastrophe schreiben müsste, so würde ich keinen realistischen Rahmen wählen. Ich würde eine Gespenstergeschichte wählen, denn ein Gespenst ist etwas Ungelöstes, besonders ein verletztes Tabu, ein unverarbeitetes Verbrechen. Hier ist der Anfang zu einer solchen Gespenstergeschichte, den ich zum beliebeigen Weiterspinnen freigebe.

In einen Hörsaal kommt der Geist eines der vielen Erschlagenen, angezogen von dem Thema, erfreut, dass seiner gedacht wird. Er setzt sich auf das Podium vorne hin, lässt die Beine baumeln, wie die Demonstranten auf der Berliner Mauer. Das Publikum starrt ihn mit glasigen Augen an, ohne ihn zu sehen. Der oder die Vortragende spricht vom Unsäglichen, vom Unvorstellbaren, vom Unaussprechlichen. Das Gespenst fragt sich, warum der an ihm verübte Mord unsäglich ist. Es gäbe doch ein deutsches Wort dafür: Genickschuss. Und warum unvorstellbar, wenn es doch keineswegs ein Mysterium war, sondern eine blutige Sauerei, am hellichten Tag.

Das Gespenst merkt langsam, dass von ihm gar nicht die Rede ist, sondern nur von der Erschütterung des Sprechers, der seine Fähigkeit zum Mitgefühl dem Publikum zur Schau stellt. Und während vom Pult her die Rede ist von der teuflischen Umnachtung der Mörder, denkt das Gespenst an seinen sonnenhellen Todestag und an die Schützen, die ganz gewöhnlich und keine Dämonen waren. Ich denke mir, dass mein Gespenst langsam merkt, dass das Publikum es mit glasigen Augen anstarrt, ohne es zu sehen. Es gibt eben nicht viele Geisterseher. Aber einer sieht es doch, ein gepflegter Herr, Jahrgang 1920, der in der hintersten Reihe sitzt, einer der damaligen Schützen. Der sieht ihn.

Und dann würde ich noch eine junge Studentin erfinden, ersten Semesters, die treuherzig und aus einer echten Beunruhigung über die Parteiabzeichen in der Schatulle auf Großvaters Schreibtisch zu uns gekommen ist.Die Worthülsen des Sprechers haben sie eingeschläfert, trotz ihrer standhaften Bemühung, gut zuzuhören. Sie sieht durch geschlossene Augenlider unser geknicktes und gekränktes Gespenst den Saal verlassen… Sie steht auf und folgt ihm; der gepflegte Herr aus der hintersten Reihe tut dasselbe, nur durch eine andere Tür. Der oder die Vortragende hat das Gespenst natürlich auch nicht wahrgenommen und ärgert sich über die beiden Zuhörer, die den Saal vorzeitig verlassen haben.

Das wäre so ein Ansatz, den jeder mit ein wenig Phantasie und Verstand aus eigenem Unbehagen und Mitgefühl fortsetzen kann. Ein unfertiges Bruchstück über die Vergangenheit für die offenen Fragen des Weiterlebens.

(Ruth Klüger, Dichten über die Shoah, in: Gertrud Hardtmann (Hg.), Spuren der Verfolgung, Gerlingen 1992, 203-221, hier 220f.)

Unbehagen mit *einer* Erinnerungskultur, die vor lauter Erschütterung über das Unsägliche die zu Erinnernden zu vergessen beginnt... Und als das Gespenst merkt, »dass von ihm gar nicht die Rede ist«, verlässt es den Saal. Ein paraphrasierendes Nachsprechen der Klügerschen Geschichte und eine Besinnung auf das Korrektiv in Koh 7, 16 könnte das Rückgrat einer Predigt werden, der der 27. Januar wichtig ist für das, was zukünftig getan werden muss – beim Erinnern, beim Gedenken, beim Lernen und beim Leben im »nicht allzu gerecht und nicht allzu weise sein.«

---

1 Jürgen Ebach, Einsicht in die Endlichkeit und ein Geschmack der Ewigkeit, Bibelarbeit über Prediger 3, 9-13 beim DEKT 2015, in: ders., Wie liest Du? Theologische Reden 11, 37-51, 51
2 a.a.O., 37
3 Thomas Krüger,Kohelet (Prediger), BK XIX, Sonderband, Neukirchen 2000, z. St.
4 Melanie Köhlmoos, Kohelet, Der Prediger Salomo, ATD, Neues Göttinger Bibelwerk, Teilband 16, 3, Göttingen 2015, z.St.
5 z.St. Anm. 11, nach einem Zitat von Konrad Ehlich
6 Martin Luther, WA Tischreden 3, 3242b
7 Elazar Benyoetz, Die Eselin Bileams und Kohelets Hund, Müncher 2007, 33
8 Annette Schellenberg, Kohelet, Zürcher Bibelkommentare 17, Zürich, z.St.
9 Ludger Schwienhorst-Schönberger, Kohelet, HTHK-AT, Freiburg 2004, z-St.
10 Hanna Liss, Tanach – Lehrbuch der jüdischen Bibel, Heidelberg 2005, 353
11 Hans Magnus Enzensberger, Mittelmaß und Wahn, Frankfurt a.M. 1988
12 Köhlmoos, z. St.
13 Köhlmoos, z.St.
14 Theodor W. Adorno, Ges. Schriften, VI, Frankfurt a.M.,1973, 390f.
15 Köhlmoos, 178
16 Aleida Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur, München 2016 – Siehe auch: Aleida Assmann, Formen des Vergessens, Göttingen 2016
17 Assmann, Unbehagen, 59

»Sei nicht allzu gerecht – sei nicht allzu weise«

Kohelet 7, 16

Liturgie für einen Gottesdienst zu Septuagesimae am 28. Januar 2018, der den vorausgehenden Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar mitbedenkt

Helmut Ruppel

Musikalische Eröffnung

Kompositionen von Schütz, Brahms, Pepping, Zimmermann…
Pete Seegers Song »Turn, turn, turn…« in der Friedensbewegung!.

Begrüßung und biblisches Votum

Wir feiern diesen Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gestern gedachten wir der Befreiung aller dem Tode preisgegebenen Menschen in Auschwitz, heute besinnen wir uns auf den Beginn des langen, siebzig Tage währenden Weges auf Ostern hin, durch Fastenzeit und Passionsgeschichte. Wir werden Licht und Finsternis verbinden. So handle unser Gottesdienst in einer Welt fürchterlichen Hungers mit gewalttätigem Hass, quälend hässlicher Kriege und uneinsichtiger Machthaber trotzig von Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und nicht loslässt das Werk seiner Hände. So erhoffen wir es für alle, deren wir gestern und heute gedenken, für die wir in ihren Lebensängsten seine barmherzige Gegenwart erbitten. Wir fragen öffentlich: Wer beherrscht uns? Wem folgen wir? Was glauben wir?

Wir danken Gott, dass wir eine Sprache haben, den Schmerz zu beklagen, das Schöne zu besingen und das Notwendige zu erbitten. Wir danken Gott, dass wir einen Ort haben, unser umtriebiges und einsames Leben zu unterbrechen, unsere Zerrissenheit zu einen und unsere Furcht zu beruhigen.

Dazu beginnen wir mit dem biblischen Wort für diesen Tag: Schau nur, Jerusalem, Finsternis bedeckt die Erde, dunkle Wolken liegen über den Völkern. Doch Gott wird dir Licht geben und sein Glanz wird über dir erstrahlen!

Lied: Du Morgenstern, du Licht vom Licht (Johann Gottfried Herder) **EG 74**

Psalm 124 zum Schoa-Gedenktag

Hätte uns nicht Gott herausgerissen,
– das soll Israel sagen! –
hätte nicht der Herr uns herausgerissen,

als *Menschen* sich gegen uns erhoben,
dann hätten sie uns lebendig verschlungen,
in ihrem tödlichen Hass gegen uns.
Oder die Wasser hätten uns hinweggerissen,
hätte eine Flut uns alle weggespült.
Von wildem, alles ersäufendem Wasser
wären wir hinweggerissen worden!

Gepriesen sei der Herr!, der uns nicht
ihren Zähnen, uns nicht als ihr Opfer überließ.

Ach, so sind wir gerade noch einmal gerettet worden,
wie Vögel, die schon im Netz waren.
Doch das Netz zerriss. Wir sind frei!

Unsere Hilfe kommt von *ihm* her,
der Himmel und Erde gemacht hat.

(Entnommen: »Die Menschen lügen. Alle« und andere Psalmen, übertragen von Arnold Stadler, Frankfurt a.M. 2002, 8. Aufl.)

Lied: Und suchst du meine Sünde, flieh ich von dir zu dir **EG 237**
(Schalom Ben-Chorin)

Drei Worte von Elie Wiesel

»Nach Auschwitz haben die Worte ihre Unschuld verloren, nach Treblinka ist Stille gefüllt mit neuer Bedeutung… Des Menschen Verhältnis zu seinem Schöpfer, auch zur Gesellschaft, zur Politik, zur Kunst, zu den Mitmenschen und zu sich selbst muss neu infrage gestellt werden. Jenes Geschehen beraubte den Menschen all seiner Masken.«

»Kein Zufall war es, sagte ich mir, dass die erste Frage in der Bibel die Frage Gottes an Adam war: »Wo bist Du?« – Was? rief einmal einmal ein großer chassidischer Meister, Gott wusste nicht, wo sich Adam befand? Nein, so darf man die Frage nicht stellen. Gott wusste es, Adam aber nicht. Deshalb muss der Mensch immer danach trachten,dachte ich, seine Rolle in der Welt zu kennen, seinen Platz in der Geschichte. Seine Aufgabe ist es, sich jeden Tag die Frage zu stellen: Wo stehe ich im Hinblick auf Gott und auf den Nächsten?«

»Jeder Tod hinterlässt eine Schürfwunde, und jedesmal, wenn ein Kind vor Freude lacht, vernarbt sie.«

(Elie Wiesel, Worte wie Licht in der Nacht, Freiburg 2017, 119, 16, 130)

Musikalisches Zwischenspiel

Gnadenzusage **Jeremia 29, 11**
Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht Gott, Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch Zukunft gebe und Hoffnung.

Lesungen

Kohelet 7, 15-18
Beides sah ich in meinen flüchtigen Tagen:
Da ist ein Gerechter, der zugrunde geht in seiner Gerechtigkeit,
und da ist ein Ungerechter, der lange lebt in seiner Bosheit.
Sei nicht allzu gerecht und sei nicht allzu weise.
Warum willst Du scheitern?
Sei nicht zu oft ungerecht und sei kein Tor!
Warum willst du sterben vor deiner Zeit?
Gut ist es, wenn du an jenem festhältst, doch auch von diesem lasse nicht ab.
Wer Gott fürchtet, wird beidem gerecht.

1. Korintherbrief 13, 1-8
Wenn ich wie ein Mensch rede oder wie ein Engel und bin ohne Liebe,
bin ich ein schepperndes Blech und eine gellende Zimbel.
Und wenn ich die Gabe habe, die Zeichen der Zeit zu deuten,
und alles Verborgene weiß und alle Erkenntnis habe und alles Vertrauen,
so dass ich Berge versetzen kann, und bin ohne Liebe, dann bin ich nichts.
Und wenn ich alles, was ich kann und habe, für andere aufwende
und mein Leben aufs Spiel setze unter der Gefahr,
auf dem Scheiterhaufen zu enden, und bin ohne Liebe, hat alles keinen Sinn.
Die Liebe hat einen langen Atem und sie ist zuverlässig,
sie ist nicht eifersüchtig, sie spielt sich nicht auf, um andere zu beherrschen.
Sie handelt nicht respektlos anderen gegenüber und sie ist nicht egoistisch,
sie wird nicht jähzornig und nachtragend. Wo Unrecht geschieht,
freut sie sich nicht, vielmehr freut sie sich mit anderen an der Wahrheit.
Sie ist fähig zu schweigen und zu vertrauen,
sie hofft mit Ausdauer und Widerstandskraft. Die Liebe gibt niemals auf.

Apostolicum – Dietrich Bonhoeffer EG 525 – Glaubenslied Gerhard Bauer

Lied: Wohl denen, die da wandeln (Cornelius Becker) **EG 295**

Predigt
Die Predigt kann sich der Frage stellen: 27. Januar – Wie vollzieht sich angemessenes Gedenken angesichts des Unbehagens an der Erinnerungskultur? Was gilt es in *unserer* Gemeinde zu gedenken? Hier können die Namen früherer jüdischer, dann getaufter Gemeindeglieder verlesen werden sowie die Namen früherer jüdischer Nachbarn, die ihr Leben in der Schoa verloren haben. Gibt es Stolpersteine im Umfeld?

Die *Gespenstergeschichte* von Ruth Klüger (s. Exegese) sollte Bestandteil der Predigt sein, weil sie das »Sei nicht all zu gerecht, sei nicht all zu weise« und das Vergessen im Erinnern literarisch mit allen Stichworten widerspiegelt.

Lied: Es wolle Gott uns gnädig sein (Martin Luther) **EG 280**

Fürbitte
Der du uns in dieses Leben gerufen hast, lass uns gehören zueinander, wie furchtbar die Wunden auch sind und wie entsetzlich alles war, was von uns an Hass und Mord ausgegangen ist. Wir wissen es, Opfern bietet man keinen »Dialog« an, aber wir müssen doch nach Wegen suchen, wieder zueinander zu kommen. Zuerst: Schütze uns vor uns selber! Und die noch immer ihren Hass herausbrüllen, bewahre sie vor sich selber.

Keine Toten mehr, kein Terror, keine Lager, keine Schoa, keine Massaker, kein Waffenhandel, keine Milliarden zum Fenster hinaus zu Lasten alter und neuer Armen! Der du kein Todesgott bist, erleuchte unseren Verstand, dass wir Gedanken finden, wie das Böse abzuwenden. Gib uns Kraft zu Respekt, Hingabe und Treue, dass wir gegen den Tod leben, Frieden stiften, wo möglich. Der du uns nicht zum Bösen gemacht hast, doch einander leben zu lassen. Die seit Menschengedenken bedrohten Juden, stell uns einander gegenüber, glücklich, unglücklich, heil, verwirrt, verlegen und doch voller Hoffnung füreinander. Mach neu das Antlitz der Erde!

Amen, so werde es!

Vater unser

Segen

Lied: Verleih uns Frieden (Martin Luther) **EG 421**

Turn, turn, turn… Kohelet 3 – Peter Seegers, Judy Collins, The Byrds…

»Die Augen der Blinden werden sehen«
Jes 29,18

Julia Watts Belser, Marie Hecke

Die nachfolgende Dialogbibelarbeit ist für eine Bibelwerkstatt auf dem 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2017 in Berlin entstanden. Der 36. DEKT stand unter dem Motto »Du siehst mich«.

Behinderung als negativer Zustand? (Julia Watts Belser)

In der hebräischen Bibel wird Behinderung von den Propheten oft als Symbol benutzt. In Jes 29 steht die Heilung von Blindheit und Gehörlosigkeit für die Veränderung und Umgestaltung der Welt. So in Jes 29,17-18: »Ist es nicht nur ein winziger Moment dann wird der Libanon wieder zum Baumgarten und der Baumgarten wird als Gestrüpp angesehen werden? An diesem Tag werden die Tauben die Worte des Buches hören, und aus dem Dunkel und Finsternis werden die Augen der Blinden sehen können.«

Jes 29 ist eine Prophezeiung, ein Versprechen: Gott kann und will eine grundlegende Veränderung der Welt schaffen. Der Text gehört zu einer Tradition der Eschatologie, d.h. er spricht von der Endzeit und stellt eine kommende Welt vor. Das ist besonders, denn die hebräische Bibel beschäftigt sich nicht so häufig mit der kommenden Welt; meist geht es ihr um die Transformation in *dieser* Welt. Die Propheten träumen sehr konkret von einem Ende des Exils, einer Rückkehr nach Zion, einem Wiederaufbau Jerusalems. In Jesaja sind diese Visionen jedoch oft mit der Veränderung sowohl des Landes und des Herzens als auch des Körpers verbunden. Heilung von Behinderung ist hier ein Zeichen der kommenden Welt, ein Zeichen von Gottes Versprechen, dass das Land und die Leute endlich befreit sein werden.[1]

Es gibt vieles in Jesajas Vision einer erneuerten Welt, das ich schätze: sein Versprechen, dass die Tyrannen ein Ende haben werden; sein Versprechen, dass Armut zu Ende sein und dass Bösartigkeit keinen Platz mehr haben werde. Aber ich kritisiere die Art und Weise, wie er sich über Behinderungen äußert. Ich schreibe aus meiner eigenen Perspektive: der Perspektive einer Rollstuhlfahrerin, einer *behinderten* Perspektive. Ich bin Rabbinerin und Professorin für Religionswissenschaft und Jüdische Studien mit den Forschungsschwerpunkten *Gender, Sexualität* und *Behinderung*. Meine Perspektive ist von den *disability studies* geprägt. Disability studies verstehen Behinderung nicht nur als einen medizinischen Tatbestand, sondern sehen sie eingebettet in und als einen wichtigen Teil von Kultur und sozialem Leben.[2] Sie stellt unter anderen

diese Fragen: Wie sind unsere Ideen von Behinderung entstanden? Wo liegt unser *Missverstehen*? Disability studies stellt damit unsere Vorstellung von »Normalität« und die Idee, dass ein »nicht-behinderter« Körper »ideal« sei, kritisch infrage.

In den Versen von Jes 29 benutzt der Prophet »körperliche Heilung«, genauer die Heilung einer Behinderung des Hör- und des Sehsinns, um seine Vision zu verdeutlichen. Er möchte, dass wir Freiheit *fühlen*, sie nicht nur als einen abstrakten Begriff verstehen, sondern als eine Sache unseres Körpers begreifen. Er benutzt Taubheit und Blindheit als Symbole eines »nicht befreiten« Zustandes. In der hebräischen Bibel und dem Neuen Testament wird Behinderung auf zwei verschiedenen Ebenen verwendet: Zum einen als Symbol für einen *negativen Zustand* und zum anderen als *negative Metapher*, auf letzteres gehe ich weiter unten ein.

Behinderung ist in Jes 29 ein *negativer Zustand*. Blindheit und Gehörlosigkeit sind etwas, von dem man befreit sein oder werden muss. Dieses Motiv erscheint auch in Jes 35: Als der Prophet dort die kommende Welt beschreibt, sagt er: »Dann werden die Augen der Blinden geöffnet und die Ohren der Tauben aufgetan. Dann werden die Lahmen wie Hirsche springen, und die Zungen der Stummen jubeln.« Dieser Text stellt uns vor die Frage, wie wir den Platz unseres Körpers in der kommenden, der zukünftigen Welt verstehen. Gibt es einen Platz für Behinderung in unserer Hoffnung für die Zukunft?

Im heutigen jüdischen Glauben ist das Konzept von einem himmlischen Leben nach dem Tod relativ selten. Für die meisten Juden ist der Himmel nicht so bedeutsam. In der jüdischen Tradition ist es am wichtigsten, wie wir unser jetziges Leben verbringen: dass wir *jetzt* Gutes tun und Gerechtigkeit schaffen auf dieser Erde, in *dieser* Stadt, in *diesem* Leben. Darum bin ich mir nicht so sicher, wie es um den Himmel steht, aber *wenn* es einen Himmel gibt, dann würde es mich sehr enttäuschen, wenn der Himmel nicht barrierefrei wäre. Ich wäre enttäuscht, wenn es keine Rollstuhlfahrer*innen im Himmel gäbe, wenn »Springen wie ein Hirsch« eine Bedingung zum Eintritt wäre.

Für manche Leute mit Behinderungen ist Heilung sicherlich ein Wunsch. Wenn ich krank bin, hoffe auch ich auf schnellstmögliche Heilung. Aber Behinderung ist für mich keine Krankheit, kein Leiden, kein Übel, sondern es ist ein Teil meiner Identität, ein alltäglicher Aspekt meines Lebens. So wurde ich geschaffen, so kenne ich mein Leben. Es ist mal kompliziert, es ist mal frustrierend, aber es ist auch freudig, einfallsreich und kreativ. Ich kann mir mich selber ohne Behinderung kaum vorstellen. Alles was ich weiß, weiß ich durch diesen Körper: meine Spiritualität, meine Erkenntnis von Gott, meine

politische Sensibilität, meine Freundschaften und Gemeinschaften, meine intellektuelle Arbeit, mein ganzes Selbstverständnis ist mit Behinderung verbunden. Ich lehne es ab, das alles abzuschaffen, als ob es Nichts wäre. Ich erinnere mich oft an eine *Drascha*, eine Predigt, die die Rabbinerin Margaret Moers einmal gehalten hat. Sie erzählt die Geschichte eines gehörlosen Mädchens in ihrer Synagogenschule. Einmal sagte die Lehrerin zu ihr: »Mach dir keine Sorgen, in der kommenden Welt wirst du hören.« Aber das Mädchen antwortete: »In der kommenden Welt kennt Gott Gebärdensprache.«[3] Diese Umkehrung, dieser Perspektivwechsel ist wichtig für mich. Er zeigt ein Verständnis, dass das Problem nicht von unseren Sinnen oder unserem Körper ausgeht, sondern von einer Welt, die uns nicht angepasst ist. Das ist die Welt, nach der ich mich sehne: Eine Welt, in der alle Gebärdensprache kennen, wo jede*r Platz für Rollstuhlfahrer*innen hat, wo Behinderung als ein wichtiger Bestandteil unseres Lebens verstanden wird.

Anfragen an eine allzu vertraute Zukunftshoffnung (Marie Hecke)

Der Prophet Jesaja macht im 29. Kapitel eine eschatologische Hoffnung auf, die ich lange geliebt habe. Da gibt es eine *andere* Welt, auf die wir hoffen dürfen: Da werden die Blinden sehen, die Wüste wird zum Baumgarten werden, da werden die Tauben hören, die Gedemütigten Freude haben und die Armen jubeln können. Da wird es endlich, endlich, anders sein. Da wird die Welt verändert und ihre Grenzen werden gesprengt. Jesajas Worte entfachten in mir eine Sehnsucht nach dieser radikalen Umordnung der Welt, die mir halfen, schon im Hier und Jetzt danach zu fragen, wie sie anfangen kann.

Zwei Ereignisse in meinem Leben haben aber Fragen und Zweifel an dieser Zukunftshoffnung von Jesaja in mir geweckt:

Zunächst war es mein Lernen im jüdisch-christlichen Dialog, das kritische Fragen in mir wachrief: Wem gilt hier eigentlich diese Hoffnung? Wer sind die Adressaten der Worte des Jesaja? Zur genauen Lektüre des Textes gehört es, zu erkennen, dass diese Propheten- und Gottesworte eine andere Adresse als die christliche Gemeinde und Kirche haben, nämlich das jüdische Volk. Explizit gilt die Verheißung in Vers 22 dem Haus Jakobs und seinen Nachkommen. Die christliche Gemeinde kann weder ersatzweise noch stellvertretend diesen Platz einnehmen. Dieser Text gehört uns Christen und Christinnen nicht. Wir können aber auf ihn hören, indem wir ihn *mit*hören, ihm als *Mit*hörende unser Ohren schenken. Nur dürfen wir dabei dieses kleine Wörtchen *mit* nicht unterschlagen, weil viel an ihm hängt. Wer hier als Christ oder Christin hoffen will, muss *mit*hören, *mit*lesen wollen und es nicht als narzisstische Kränkung empfinden, dass er oder sie nicht direkt angesprochen wird. Wir müssen die

Erinnerung daran wachhalten, wie oft in der christlichen Theologie und Geschichte dieses *mit* in ein *dagegen* oder ein anstelle verkehrt wurde. Erst dann können wir die hoffnungsvollen Worte mithören.

Ein zweiter Zweifel an den jesajanischen Zukunftshoffnungen wuchs in mir mit meiner eigenen Betroffenheit von körperlichen Einschränkungen und Behinderungen. Vor sieben Jahren erhielt ich die Diagnose der chronischen Krankheit Multiple Sklerose. Seit dem gehört diese Krankheit zu mir, zu meinem Körper, ist Teil von mir. Sie hat meinen Blick auf das Leben und die sozialen Umstände in der Welt verändert und geprägt. Sie hat mich sensibilisiert für Diskriminierungen aufgrund von Behinderungen.

Die Text spricht in Vers 16 von »Verkehrtheiten« – verkehrt erscheint mir auch ein Teil der Hoffnungen von Jesaja zu sein. Die prophetischen Worte verärgern mich plötzlich: Degradieren diese nicht das Leben mit einer Einschränkung? Verstärken sie nicht die Illusion des perfekten, des makellosen Körpers, den wir dann spätestens alle in einer neuen Welt haben werden, auf den wir aber schon jetzt hoffen sollen? Es ist mir dagegen wichtig, angesichts einer christlichen Tradition, die den Körper herabwürdigt und dafür den Geist glorifiziert, immer wieder daran zu erinnern, dass wir nicht nur einen Körper *haben*, sondern Körper *sind*. Körper, die schmerzen, die bluten, die eitern, die tanzen, die fühlen, die lieben, die altern, die mal krank und mal gesund, mal beides zugleich, mal krank-gesund und manchmal auch gesund-krank sind. Körper, die unsere Sichtweise auf die Welt prägen. Alle diese Körper, so wie sie sind – und sie sind meist vieles nebeneinander und nicht nur eines – sind heilige Gaben Gottes und Ebenbild der Ewigen.[4]

Paulus schreibt im Brief an die Römer im 12. Kapitel: »Ich ermutige euch, Geschwister: Verlasst euch auf Gottes Mitgefühl und bringt eure Körper als lebendige und heilige Gabe dar, an der Gott Freude hat. Das ist euer vernunftgemäßer Gottes-Dienst. Schwimmt nicht mit dem Strom, sondern macht euch von den Strukturen dieser Zeit frei, indem ihr euer Denken erneuert. So wird euch deutlich, was Gott will: das Gute, das, was Gott Freude macht, das Vollkommene.« Körper sind lebendige, sind heilige Gaben, die wir vor Gott bringen können, so wie sie sind. Eine Zukunftshoffnung muss für mich, auch wenn das merkwürdig klingen mag, meine Erkrankung mit einschließen. Sie ist zwar nicht schön, sondern an vielen Stellen furchtbar schmerzhaft, furchtbar und schmerzhaft, und ich hätte sie mir auch nicht ausgesucht, aber sie hat mich, mein Leben und meine Sicht auf die Welt so geprägt, dass sie ein Teil von mir ist, der irgendwie Platz haben muss in der Zukunftshoffnung, sonst komme ich da nicht als ganze Person vor. Paulus' Worte empfinde ich diesbezüglich als Hoffnung: Nicht mit dem Strom der Zeit zu schwimmen,

sondern sich immer wieder von den Strukturen dieser Zeit freizumachen und das Denken zu erneuern.

Ich schreibe hier ganz bewusst aus meiner Perspektive aus. Perspektivität ist bei diesem Thema von großer Bedeutung. Es ist kein Zufall, dass Julia und ich gemeinsam diesen Text verfassen und diese Bilder von Jesaja kritisch anfragen. Durch unsere Biografien wurden wir in ganz unterschiedlicher Weise für diese Themen sensibilisiert. Aber ich würde mir wünschen, dass gerade gesunde, gerade nicht-behinderte Theologinnen und Theologen sensibler werden, was dieses Thema betrifft. Da steht noch viel aus. Es ist so wichtig unsere Zukunftshoffnungen daraufhin durchzubürsten, ob sie geringschätzige Aussagen über das Leben anderer treffen oder nicht.

Blindheit und Gehörlosigkeit als negative Metaphern (Julia Watts Belser)

Jesaja verwendet Blindheit und Gehörlosigkeit oft als *negative Metaphern*. Manchmal spricht der Prophet von blinden Menschen als Menschen, die eine biologische Sinnes-Behinderung haben, aber meistens benutzt Jesaja Blindheit als Metapher, die bedeutet, dass Leute nicht verstehen oder die Wahrheit nicht begreifen können. Diese Metaphorik findet man häufig in der jüdischen und auch in der christlichen Tradition. Unsere Heiligen Schriften und sogar auch unsere Liturgien sprechen oft von Taubheit als »Unwilligkeit« zu hören und von Blindheit als »Unwilligkeit« zu verstehen. In religiöser Sprache und auch in säkularen Kontexten wird »blind« oft als Schimpfwort benutzt. So ist es auch im Englischen mit dem Ausdruck »lame«, lahm zu sein. Wenn meine Studierenden etwas schwach, uninteressant oder wenig überzeugend finden, dann heißt es »lahm«.

In Jes 29 verknüpft der Text die körperliche und die symbolische Bedeutung von Blindheit. In Vers 18 spricht Jesaja von einer körperlichen Heilung. Aber in Vers 10 benutzt er Blindheit als Symbol. Er sagt: »Denn Gott goss über euch den Geist der Betäubung und verschloss eure Augen.«
Die geschlossenen Augen sind in Raschis Kommentar eine Erinnerung an Jes 6,10, wo Gott sagt: »Mach das Herz dieses Volkes fett, seine Ohren schwer und seine Augen blind, damit es nicht mit eigenen Augen sehe und mit eigenen Ohren höre. Sein Herz könnte sonst verstehen, umkehren, und selbst heilen.« Diese Blindheit hier ist keine körperliche Sache, sondern sie ist ein Zeichen, dass die Menschen nicht sehen *wollen*. Wenn das Volk sehen würde, dann würde es bereuen und umkehren. Wenn es hören würde, dann wären die Herzen des Volkes wieder offen für ihren Gott.

Das Problem, Behinderung als Metapher zu benutzen, ist, dass die metaphorische Bedeutung fast komplett die körperliche Wahrheit von Blindheit

oder Gehörlosigkeit verdeckt. Die Lebenserfahrung echter blinder oder gehörloser Menschen wird überschrieben, ausradiert, gelöscht. Eine christliche Freundin, die blind ist, sagt: »Eine blinde Christin zu sein ist ein Widerspruch in sich. Christlich sein heißt ›das Licht zu sehen‹.«

Und blind sein? In der Traditionsgeschichte christlicher Theologie heißt »blind« sein, oft *Jude oder Jüdin* zu sein. So wurde zum Beispiel oft die Geschichte im 9. Kapitel des Johannesevangeliums interpretiert: Jesus heilt einen Mann, der blind geboren wurde und kommt darüber mit den Pharisäern in Konflikt. Am Ende dieser Geschichte folgt der Mann, der blind war und jetzt sehen kann, Jesus. Und die Pharisäer, die mit ihren Augen stets sehen konnten, werden nun als »blind« bezeichnet. In der Zeit Jesu war dieser Konflikt eigentlich kein Konflikt zwischen Juden und Christen – alle Menschen in dieser Geschichte waren jüdisch. Es war ein *interner* Konflikt, eine Meinungsverschiedenheit *innerhalb* der Gemeinde. Nur später wurde es als Verurteilung eines ganzen Volkes und einer ganzen Tradition verstanden und interpretiert.[5]

Der Topos vom »blinden Juden« hat eine lange und schlimme Geschichte. Sie wird besonders sichtbar in der bekannten Symbolisierung von *Ecclesia* und *Synagoge*, zwei allegorischen weiblichen Figuren, die in der christlichen Ikonographie des Mittelalters Christentum und Judentum personifizieren. Die Figur der Ecclesia steht stolz und schön mit einem Kreuz in ihrer Hand und einer Krone auf ihrem Kopf. Die Figur der Synagoge ist gebeugt und passiv. Sie hat ein abgewandtes Gesicht und verbundene Augen, ein Zeichen ihrer »Blindheit« gegenüber Jesus als Messias.

Der blinde Luther (Marie Hecke)

Von den Evangelischen Akademien Berlin und Sachsen-Anhalt gibt es eine Aktion, die an die Darstellung der Synagoge mit verbundenen Augen anknüpft: An verschiedenen Orten in Deutschland wurden im Jahr des Reformationsjubiläums Lutherstatuen die Augen verbunden. Die Aktion ist ein Aufruf an die Kirchen und die Theologie, sich von Luthers Judenhass zu distanzieren. Die Augenbinde soll Ausdruck von Luthers »Blindheit« und »Verblendung« gegenüber Jüdinnen und Juden und dem Judentum sein. Bei dieser Aktion wird das Bild von Synagoge und Ekklesia umgekehrt: Nicht mehr die Synagoge wird durch die Augenbinde als blind gekennzeichnet, weil sie stellvertretend für alle Juden und Jüdinnen den Messias nicht er- und anerkennt, sondern Luther, der Reformator der ecclesia, wird hier nun als nicht-sehend gekennzeichnet, weil er die bleibende Treue Gottes zu Israel nicht erkannt hat. Seine judenfeindlichen Schriften sind insbesondere Ende des 19. Jahrhunderts und im

Nationalsozialismus von Christinnen und Christen sowie Kirchenleitungen aufgegriffen worden, um den eigenen Antisemitismus zu legitimieren. Die Aktion soll verdeutlichen, dass Luther und, ihm nachfolgend, die Kirche bei diesem Thema »blind« – »irrend« und »verirrt« – gewesen sind.

Ich verstehe die Aktion als eine gutgemeinte Kampagne, die zum Erreichen ihres Ziels, nämlich auf Luthers Antisemitismus und das Problem seines Fortwirkens in der christlichen Theologie und den protestantischen Kirchen hinzuweisen und aufmerksam zu machen, auf eine eingängige und ausdrucksstarke Metaphorik setzen will. Diese so eingängige und so ausdrucksstarke Metaphorik ist nun selbst aber ein großes Problem: Die Aktion verwendet, ohne nachzudenken, die von Julia oben beschriebene *negative Metaphorik*, nach der »blind zu sein« bedeutet, nicht zu verstehen, nicht die Wahrheit zu begreifen. Sie knüpft damit, sicher unbewusst, an eine in unserem Denken und unserer Wahrnehmung tiefverwurzelte Tradition der Abwertung von Menschen mit Behinderung an, deren Linie sich nicht zuletzt auch bis zum Reformator selbst zurückverfolgen lässt. So empfahl Martin Luther in einer seiner Tischreden, ein behindertes Kind ohne Umschweife zu ersäufen, da es nichts als eine »seelenlose Masse Fleisch« sei. Seiner Vorstellung nach nehme der Teufel die Stelle der Seele des Kindes ein und ohne diese habe das Fleisch kein Daseinsrecht. Erst beseelt werde das Fleisch zum Körper, zu einem lebenswerten Leben.[6]

Das Kind, das Menschenkind, *hat* für Luther nur einen Körper, es *ist* aber nicht auch dieser Körper. Das Bild, dass Menschen mit Behinderung nur eine Masse von Fleisch ohne Seele seien, kommt in der christlichen Tradition nur noch selten vor, aber dennoch haben Menschen mit einer Behinderung und auch chronisch kranke Menschen selten eine eigene, eine gehörte Stimme innerhalb der Theologie. Die dominante christliche Tradition nimmt sie und ihre Körper eher als Objekte diakonischer Seelsorge in den Blick. Selten, zu selten möchte ich sagen, hören wir Stimmen von christlichen Theologinnen und Theologen, die diese Themen problematisieren, die sensibel sind für diskriminierende Sprache und Bilder. Da gibt es viel zu lernen und nachzuholen auf dieser wie auf jener Seite der Gesprächspartner*innen im jüdisch-christlichen Dialog, aber auch im Dialog selbst.

Nothing About Us Without Us! (Julia Watts Belser)

Um diese Geschichte zu verändern, müssen wir, Juden und Jüdinnen und Christinnen und Christen, zusammen die Wurzeln dieser Ikonographie neu denken. Es ist dafür entscheidend, sowohl die Metapher, dass Juden »blind« seien, aus unserem Wortschatz zu streichen, als auch das ganze Konzept von

Blindheit als Unwissenheit in unserer Sprache als eine Ungerechtigkeit zu erkennen und nicht mehr zu verwenden. Diese Assoziation negiert die Fähigkeit und Kompetenz blinder Menschen und damit auch die Fähigkeiten von Menschen mit Behinderungen im Allgemeinen. Sehende Menschen missverstehen oft, wie ein Mensch mit Blindheit lebt. Wir vergleichen unsere eigene Desorientierung, wenn wir die Augen geschlossen oder verbunden haben, mit einer Erfahrung von Blindheit. Aber das ist kein guter Vergleich. Mit Behinderung zu leben bringt eine andere Art zu leben, einen Sachverstand und ein spezialisiertes Wissen. Wir benutzen die Metapher, dass blinde Menschen »im Dunkeln tappen«. Aber wenn es völlig dunkel ist, wenn die Lichter überraschend ausgehen, dann sind es die eigentlich *sehenden Leute*, die sich nicht zurechtfinden. Blinde Leute kennen sich schon aus. Auf Englisch benutzen wir oft mit negativer Bedeutung die Redewendung »the blind leading the blind«: »Der Blinde, der die Blinden führt«, ein Spruch, der auch in Matthäus 15 wiederholt wird. Aber das ist noch einmal ein Beispiel aus *sehender* Perspektive, die nicht auf Blindheit ausgerichtet ist. John Hull, ein britischer christlicher Theologe, der blind war, sagte, dass wenn er in einer ihm unbekannten Umgebung sei, wäre es ihm am liebsten, wenn er von jemandem geführt und orientiert würde, der selbst blind ist, jemand, der sich gut auskennt, weil er blind ist und zudem weiß, was andere blinde Menschen wissen wollen, jemand der aus eigener Erfahrung weiß, was wichtig ist.[7] Diese Geschichte erinnert mich an eine Parole der Behindertenrechtsbewegung in den USA: »Nothing About Us, Without Us!« – eine Redewendung, die auch für die Theologie von Bedeutung ist.

Theologie nach Hadamar (Marie Hecke)

Innerhalb der christlichen Theologie gab und gibt es immer wieder, aber meist wenig beachtet, die Forderung nach einer sogenannten »Theologie nach Hadamar«. Hadamar ist eine Stadt in Hessen und war der Name der am dortigen Stadtrand gelegenen, zwischen Januar 1941 und März 1945 wütenden Tötungsanstalt »Hadamar«. Im Rahmen der »Aktion T4«, des »Euthanasie-Programms« der Nationalsozialisten, wurden in der ehemaligen Landesheilanstalt fast 15.000 Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen in einer Gaskammer durch tödliche Injektionen und Medikationen sowie durch vorsätzliches Verhungernlassen ermordet. Dabei haben die Diakonie wie die Kirchen häufig mitgewirkt, durch unterlassene Einmischung. Das Programm einer »Theologie nach Hadamar« erinnert Kirche und Theologie daran, dass hier eine selbstkritische Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit, der anhaltenden Denktraditionen und der entsprechenden Schuldverstrickung noch aussteht.

Der erste, der solch eine »Theologie nach Hadamar«, analog zu einer »Theologie nach Auschwitz« forderte, war der Theologe Ulrich Bach. Bach war selbst von einer Behinderung betroffen: Mit zwanzig Jahren erkrankte er während seines Theologiestudiums an Kinderlähmung und saß seitdem im Rollstuhl. Er beendete sein Theologiestudium und arbeitete als Pastor und lehrte an der Universität Bochum. Die plötzliche Erkrankung und neue Lebenssituation brachten, nach eigener Aussage, seine bis dahin von ihm unbedacht gepflegte ›schlichte Normalphilosophie‹ heftig ins Wanken. Seine bisherigen Einstellungen zu Gott und dem Menschen wurden fragwürdig. Zunehmend stellte er die gesellschaftliche Norm von Gesundheit in ihrem Verhältnis sowie ihrem Gegenüber zu Krankheit und Behinderung in Frage. Er beschäftigte sich mit den Gründen und Folgen der ungleichen Behandlung von Menschen aufgrund von Krankheiten oder Behinderungen, untersuchte deren Gründe und Folgen und kritisierte beides.

Bach forderte mit der »Theologie nach Hadamar« ein Umdenken, eine Umkehr aus vertrauten Denkmustern und bekannter Sprache. Er sehnte sich nach einer und entwarf eine »ebenerdige Theologie«. Die Theologin Anne Krauß beschreibt Bachs Ansatz folgendermaßen: »[Es geht um] ein Sehen und Verstehen der Welt und des menschlichen Schicksals nicht von einer ideologiegeprägten ›Tribüne‹ der scheinbar Gesunden herab, sondern aus der tief gelegenen ›Arena‹ des gelebten, geliebten, umkämpften und erlittenen Lebens. Für ihn stehen sowohl die Gesunden als auch die Kranken auf dem gleichen Erdboden, der gleichen Ebene.«[8] Für Bachs Theologie ist es entscheidend, dass jeder Mensch, ob mit oder ohne Behinderung ein Ebenbild Gottes ist. Gott sah alles an, was sie geschaffen hatte und siehe, es war sehr gut: Diese Zusage gilt ohne Bedingungen und ausnahmslos für alle Menschen. Gottesebenbildlichkeit meint damit nicht das vermeintlich normale, gesunde, nichtbehinderte Leben, sondern ist eine Zusage, die über die Gebrochenheit des Lebens hinaus weist. Krauß nennt die Theologie nach Hadamar eine europäische Befreiungstheologie: »Sie befreit zu einem freien Umgang mit Krankheit und Behinderung, weil sie von falscher Selbstüberschätzung und Diskriminierung befreit.«[9] Es ist eine Befreiungstheologie zu der wir uns immer wieder auf den Weg machen sollten.

Im aktuellen zeichen »Vielfalt statt Norm – Perspektiven auf Inklusion« (12/2017) finden Sie einen Artikel des Historikers Robert Parzer, der die Relevanz von Inklsusion im Erinnern und Gedenken an die NS-«Euthanasie« begründet.
Zudem haben wir Ihnen die Predigthilfe zum 27. Januar 2010, die sich ebenfalls mit dem Verhältnis von Krankheit, Beeinträchtigung und Gesundheit auseinandersetzt, online als vollständig zum Download zur Verfügung gestellt. Kostenlos erhältlich unter www.asf-ev.de/27januar

1 Siehe dazu Rebecca Raphael, Biblical Corpora: Representations of Disability in Hebrew Biblical Literature, New York 2008 und Jeremy Schipper, »Why Does Imagery of Disability Include Healing in Isaiah,« Journal of the Study of the Old Testament 39:3 (2015), 319-333.
2 Als Einführung in die disability studies siehe Lennard Davis, Beginning with Disability: A Primer, New York 2018. Eine grundlegende Arbeit aus christlicher Perspektive ist Nancy Eiesland, The Disabled God: Toward a Liberatory Theology of Disability, Nashville, TN, 1994.
3 Margaret Moers Wenig, »Women with Disabilities: A Challenge to Feminist Theology – Roundtable Response,« ed. Elly Elshout. Journal of Feminist Studies in Religion 10:2 (1994), 99-134.
4 Vgl. dazu Ilse Falk, Kerstin Möller, Brunhilde Raiser, Eske Wollrad, So ist mein Leib. Alter, Krankheit und Behinderung – feministisch-theologische Anstöße, Gütersloh 2012, 13. Der Sammelband enthält viele spannende und lesenswerte Beiträge zu den Themen Alter, Krankheit und Behinderung in der Theologie.
5 Eine feministische Reflexion zu disability Metaphern siehe auch bei: Jennifer Koosed and Darla Schumm, »Out of the Darkness: Examining the Rhetoric of Blindness in the Gospel of John.« Disability Studies Quarterly 25:1 (2005), http://dx.doi.org/10.18061/dsq.v25i1.528 (Stand 17.11.2017). Zu dem Verhältnis von Antijudaismus und Behinderung im Neuen Testament siehe: Julia Watts Belser and Melanie Morrison, »What No Longer Serves Us: Resisting Ableism and Anti-Judaism In New Testament Healing Narratives.« Journal of Feminist Studies in Religion17:2, 153-170.
6 Vgl. WA TR V, Nr. 2507.
7 Vgl. John Hull, The Tactile Heart: Blindness and Faith, London 2013.
8 Anne Krauß: Und Gott sah, dass der Mensch behindert war – und siehe, es war sehr gut. Ulrich Bach und seine Theologie nach Hadamar als theologische Wegbereitung der Inklusion, 6. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/krau__12012014.pdf (Stand 17.11.2017); vergleiche dazu auch: Anne Krauß: Barrierefreie Theologie – Herausforderungen von Ulrich Bach. Dissertation Erlangen-Nürnberg 2010
9 Krauß, Und Gott sah, 7.

Gottesdienstentwurf 27. Januar

Liturgie
AG Theologie der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Musik: Präambulum g-Moll (Herbert Peter, 1926-2010)

A: Wir kommen zusammen und zu Dir.
B: Wir sind Nachgeborene.
A: Wir kommen, um der Toten zu gedenken.
C: Wir spüren: Diese Geschichte hat mit uns zu tun.
A: Wir sind Nachgeborene. Wir leben in stürmischen Zeiten
D: Der Sturm der Geschichte lässt uns erzittern
A: Nach diesem Sturm gibt es kein sicheres Ufer
B: Totenstille?
A: Wir wollen übersetzen
C: Lässt sich Hoffnung übersetzen?
A: Wir leben auf schwankendem Boden.
D: Wir zweifeln.
A: Wir suchen.
B: Wir suchen nach einem Ort für unser Gedenken.
A: Wir suchen nach Bewegung.
C: Wir suchen nach Unterbrechung unserer Bewegung.
A: Wir können kaum glauben.
D: Wir vertrauen Dir.

Musik: Stimmungen eines Fauns, op. 11 (1921) 1. Klage (Ilse Fromm-Michaelis, 1888-1986)

Begrüßung

Lied: O Heiland, reiß die Himmel auf **EG 7, 1.4**

Psalm 86

Neige, Ewiger, dein Ohr, antworte mir,
denn ich bin gebeugt und bedürftig.
Behüte meine Seele, denn dein Liebhaber bin ich,
befreie du, mein Gott, deinen Knecht, der sich sichert an dir!
Sei mir zugeneigt, mein Herr,
denn zu dir rufe ich den ganzen Tag.
Erfreue die Seele deines Knechts,

denn zu dir, mein Herr, hebe ich meine Seele.
Denn du, mein Herr, bist gut und verzeihend,
reich an Liebe allen, die dich rufen.
Lausche, Ewiger, meinem Gebet,
merke auf die Stimme meines Flehens!
Am Tag meiner Bedrängnis rufe ich dich,
denn du antwortest mir.
Keiner ist wie du unter den Göttern, mein Herr,
keine Taten sind wie deine.
Alle Völker, die du gemacht hast, werden kommen,
vor dein Antlitz sich werfen, mein Herr, und deinen Namen ehren.
Denn groß bist du und tust Wunder,
du, Gott, allein.
Weise mir, Ewiger, deinen Weg, gehen will ich in deiner Treue.
Einige mein Herz, deinen Namen zu fürchten!
Lausche, Ewiger, meinem Gebet,
merke auf die Stimme meines Flehens!
Ich will dir danken, mein Herr, mein Gott, mit meinem ganzen Herzen,
auf immer ehren deinen Namen,
denn groß war über mir deine Liebe,
und du hast meine Seele gerettet aus der untersten Hölle.
Gott! Hochmütige stehen gegen mich auf,
eine Versammlung von Gewalttätern trachtet mir nach der Seele,
sie haben dich nicht vor Augen.
Lausche, Ewiger, meinem Gebet,
merke auf die Stimme meines Flehens!
Du aber, mein Herr, bist ein Gott, der erbarmend ist und gönnend,
langmütig, reich an Liebe und Treue.
Wende dich mir zu,
sei mir zugeneigt,
gib deine Kraft deinem Knecht,
befreie den Sohn deiner Magd!
Tu an mir ein Zeichen zum Guten,
meine Hasser sollen sehen, in Schanden, dass du selbst, Ewiger, mir hilfst
und mich tröstest.
Lausche, Ewiger, meinem Gebet,
merke auf die Stimme meines Flehens!

Amen

Lied: Der Herr ist noch und nimmer nicht... **EG 326, 5.6**

Litanei

Wir gedenken der Vergessenen, der Verdrängten, der Ermordeten.
Wir gedenken derer, denen das Leben genommen wurde.
Zuvor wurde ihnen ihr Name gestohlen, wurden sie ihrer Würde beraubt.
Noch nicht mal ein Grab, nirgends.

Wir gedenken der Jüdinnen und Juden.

Wir gedenken der Sinti und Roma.

Wir gedenken der Zwangsarbeiter, Zwangsarbeiterinnen und
der Kriegsgefangenen in Europa.

Wir gedenken der Menschen mit Behinderungen.

Wir gedenken der Kommunisten, der Sozialdemokraten, der Gewerkschaftler,
an alle politischen Gegner des Nationalsozialismus hier und
in anderen Ländern Europas.

Wir gedenken der Schwulen und Lesben.

Wir gedenken der als sogenannte Asoziale Verfolgten.

Wir gedenken der ernsten Bibelforscher und Bibelforscherinnen und
aller anderen Pazifisten, der Deserteure.

Wir haben viel versäumt.

Herr erbarme Dich. (hier gesungen)

Amen.

Musik: Aria a-Moll (Herbert Peter)

Lied: Herr Jesu, Gnadensonne **EG 404, 1-4.7**

Bibeltext **Mk 4, 35-41**

35 Am Abend jenes Tages sagte er zu ihnen: »Lasst uns ans andere Ufer fahren.«
36 Sie schickten die Volksmenge weg und nahmen ihn so, wie er war,
im Boot mit. Weitere Schiffe begleiteten das Boot.
37 Da kam ein heftiger Sturmwind auf, und die Wellen schlugen ins Boot,
so dass es voll Wasser lief.
38 Jesus lag im Heck und schlief auf einem Kissen. Sie weckten ihn und
riefen: »Lehrer, kümmert es dich nicht, dass wir zugrunde gehen?«

39 Der Aufgeweckte drohte dem Wind und sagte zum See: »Schweig! Sei still!«
Da legte sich der Wind, und es wurde völlig still.
40 Er fragte sie: »Was fürchtet ihr euch? Habt ihr noch kein Vertrauen?«
41 Und sie fürchteten sich in großer Furcht, und sie sprachen zueinander:
»Wer ist das, dass selbst Wind und See ihm gehorchen?«

Stimmen zu Markus 4, 35-41
zwischen den Stimmen: Improvisation, Klarinette

Orgelmusik

Lied: Gehard Bauers Glaubenslied

Lasst uns beten

Gott Israels und Vater Jesu Christi,
auch Christen haben versucht, Dein Antlitz zu zerstören.
Wir stehen vor dir als ihre Nachfahren.
Vor uns die Trümmer der Geschichte.

Danke, dass Du nicht von uns ablässt.
Gib uns ein neues Herz und einen neuen Geist,
damit wir wahre Geschwister werden.

Wir halten Fürbitte:

Gott Israels und Vater Jesu Christi
1. Wir bitten dich für die Menschen, deren Leben in Lagern,
Schluchten und Wäldern zerstört und gemordet wurde.
Halte ihre Namen in deinem Gedächtnis.

Wir bitten dich: Reiß ab vom Himmel Tor und Tür ...
2. Wir bitten dich für alle Überlebenden und ihre Nachkommen:
hilf ihnen Sprache für das Unsagbare zu finden,
stell ihnen Menschen zur Seite, die ihre Geschichten anhören
und Schmerz und Schweigen aushalten.

Wir bitten dich: Reiß ab vom Himmel Tor und Tür ...
3. Wir bitten dich für unsere Kirche. Dass sie nicht sanft dahingleitet.
Hilf, dass sie wachsam für den Sturm ist und andere aufweckt.
Hilf uns, Schuld und Versagen aufzudecken.

Wir bitten dich: Reiß ab vom Himmel Tor und Tür …

4. Wir bitten dich für alle, die verzagen gegenüber dem Wind,
der ihnen entgegen bläst. Lass sie nicht ohnmächtig werden
angesichts von Rassismus und Hass. Wenn der Boden schwankt,
lass die Furcht nicht uferlos werden.

Wir bitten dich: Reiß ab vom Himmel Tor und Tür …

5. Wir bitten dich, stärke unser Gedenken. Gib uns Ohren
für die leisen und schwer verständlichen Geschichten.
Unterbrich unser umtriebiges Leben, auf dass wir hören.
Du traust uns mehr zu als wir uns selbst zutrauen,
erinnere uns immer wieder daran. Für alles, was uns sonst noch bewegt,
beten wir miteinander und füreinander in Stille.

Vater Unser

Lied: Schließ zu die Jammerpforten **EG 58, 10.11**

Segen

Musik: Largo e Spiccato BWV 596 (Johann Sebastian Bach, 1685-1750)

KAPITEL II
Impulse aus der Zeitgeschichte

Bernd Krüerke: Hochverrat, 2009-14
Wilm Hosenfeld im Gespräch mit einem jüdischen Wehrmachtsdiener. Wilm Hosenfeld rettete im besetzten Polen den Pianisten Wladyslav Szpilman und andere jüdische Menschen vor der deutschen Administration. Er kam in Kriegsgefangenschaft und verstarb nach langer Haft und Folter in einem sowjetischen Lager.

Brief an Ilse Hahn vom 11. März 1920

Franz Rosenzweig

Meine liebe kleine Schwester,

weißt du, dass es dir gar nicht leid zu tun braucht, dass du nicht selbst die Kraft hattest, dir ›die Wahrheit mal richtig zu sagen, dir zu helfen‹? Denn kein Mensch hat diese Kraft. Kein Mensch kann sich selber helfen. Die Welt ist zwar voller Leute, die sich das einreden, aber es gelingt ihnen allen so wenig, wie Münchhausen es gelang, sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Jeder kann immer nur den andern, der ihm gerade zunächst im Sumpfe steckt, beim Schopfe fassen. Dies ist der ›Nächste‹, von dem die Bibel redet.

Und das Wunderbare dabei ist nur, dass jeder selber im Sumpfe steckt und trotzdem kann er den Nächsten herausziehen oder vielmehr vor dem Versinken bewahren. Boden unter den Füßen hat keiner, jeder wird nur gehalten von andern ›nächsten‹ Händen, die ihn beim Schopfe packen, und so hält einer den andern und oft… beide sich gegenseitig. Diese ganze mechanisch unmögliche Halterei ist dann freilich erst möglich dadurch, dass die große Hand von oben alle diese haltenden Menschenhände selber bei den Handgelenken hält. Von ihr her und nicht von irgendeinem gar vorhandenen ›Boden unter den Füßen‹ kommt allen diesen Menschen die Kraft, zu halten und zu helfen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden.«

Franz Rosenzweig, * 25. Dezember 1886, † 10. Dezember 1929, war ein deutscher jüdischer Historiker und Philosoph.

https://www.elkwue.de/fileadmin/Downloads/Wir/Unsere_Kirche/Praelaturen/Reutlingen/Briefe_und_Texte/2014_heimstiftung_Impuls_1.pdf

»Siehe, ich mache alles neu.«
Apk 21,9

Anne Gidion

Einige Jahre war ich Pastorin in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg. Wir haben in diesen Jahren viele Menschen beerdigt. Die meisten hatten Schlimmes erlebt. Manche wurden wie Verrückte behandelt. Dabei waren sie nur anders. Andere waren von den Nazis verfolgt worden. Das war in den 30er Jahren im letzten Jahrhundert. Menschen mit Behinderungen wurden in der Zeit als Menschen zweiter Klasse betrachtet. Sie bekamen wenig Hilfe. Viele wurden weggeschickt. Manche in den Tod.

Einmal habe ich einen alten Mann beerdigt. Ich nenne ihn Hans. Der hatte in diesen Jahren in Alsterdorf gelebt. Mit zwei Jahren war er dorthin gekommen. Er hatte sechs Geschwister. Seine Eltern haben ihn weggegeben. Alsterdorf war damals eine Anstalt. Ein Ort mit Zaun darum herum. Ein Ort mit strengen Regeln. Der Pastor damals hat das Kind getauft. Normalerweise bekommt jedes Kind einen Tauf-Spruch aus der Bibel. Ich habe die Urkunde von Hans gesehen. Die Zeile »Bibelvers« war leer. Hans war ein Kind zweiter Klasse. Selbst für den Pastor.

Mit 13 wurde er wieder weggeschickt. Nach Mainkofen in Bayern. Heute ist das eine wichtige Klinik. Damals wurden Menschen dort gequält. Sie wurden in Lager geschickt. Dort sollten sie sterben. Weil sie anders waren. Weil sie krank waren. Weil sie jüdische Menschen waren. Oder weil man sie »behindert« nannte. Die Menschen dort mussten hungern. Auch Kinder mussten schwer arbeiten. Die meisten starben.

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen. Und das Meer ist nicht mehr. (Apk. 21,1)

Hans hat überlebt. Das haben nur ganz wenige. Im Dezember 1946 kam er zurück nach Alsterdorf. Auf welchem Weg? Ich habe gefragt. Hans war lange stumm. Seine Pfleger schrieben: Er braucht ständig jemanden. Ich habe gedacht: Was habt ihr mit ihm gemacht?

Hans lernte einfache Arbeiten. Er arbeitete in der Werkstatt. Er war am liebsten allein. Manchmal machte im Gemeinschaftsraum jemand den Fernseher an. Dann ging er aus dem Zimmer. Er wohnte mittlerweile in einer Wohngemeinschaft auf dem Alsterdorfer Gelände. Er konnte mit Geld bezahlen. Er konnte anderen helfen. Er wurde ruhiger.

Und der auf dem Thron saß, sprach: siehe, ich mache alles neu.

Im November 2002 zog Hans um. Da war er 73. Zum ersten Mal in seinem Leben wohnte er in einem eigenen Zimmer mit Bad und Küche. Er bekam einen eigenen Sessel. Er konnte sein Zimmer selber einrichten.

Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Siehe, ich mache alles neu.

Eine junge Frau kümmerte sich um ihn. »Persönliche Assistentin« hieß das mittlerweile. Ich nenne sie Rosie. Rosie war neu in dem Beruf. Hans war der erste, um den sie sich in ihrem neuen Beruf kümmerte. Und Hans hatte zum ersten Mal im Leben jemanden. Ein Mensch war für ihn da. Was für ein Glück!

Für Rosie war das ihr Beruf. Aber sie hat erzählt: Er war wie ein alter Freund. Und er war so stolz auf sie. Sie gingen spazieren. Einkaufen. Kaffeetrinken. Zum ersten Mal in seinem Leben war das für ihn so. Er sagte: Ich will dahin gehen! Oder dorthin! Er hatte Wünsche. Manches davon war anstrengend. Manchmal war er zu laut. Aber er lachte. Menschen lachten mit. Er hatte etwas zu erzählen.

Siehe, ich mache alles neu.

Hans hat so viel durchgemacht. Und Hans konnte verzeihen. Das haben alle erzählt. Manchmal war er laut. Dann haben die Mitarbeitenden mit ihm geschimpft. Dann hat er ihnen die Hand hingestreckt. Hans wollte freundlich sein. Er konnte sich freuen. Vor allem, wenn Rosie da war. Dann war seine Welt in Ordnung.

Ich habe Fotos gesehen. Von beiden, Rosie und Hans. Ihre Gesichter sind wie Sonnen. Beide strahlen. Es sieht wunderschön aus.

Hans war viel krank. Sein Magen tat ihm weh. Eines Abends kam er ins Krankenhaus. Er ist ganz schnell gestorben. Alle waren überrascht. Es ging ganz plötzlich. Rosie hat an dem Tag in einem anderen Haus gearbeitet. Wo ist Hans, fragte sie. Hans ist gestorben. Er hat gelächelt. Grüßt Rosie, hat er gesagt.

Vielleicht war es für ihn ja so wie in dem Gedicht von Erich Fried:

Noch einmal sprechen
Von der Wärme des Lebens.
Damit noch einige wissen:
Es ist nicht warm
Aber es könnte warm sein.
Bevor ich sterbe

Noch einmal sprechen
Von Liebe
Damit noch einige sagen:
Das gab es
Das muss es geben
Noch einmal sprechen
Vom Glück der Hoffnung
Auf Glück
Damit noch einige fragen:
Was war das
Wann kommt es wieder?«

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. Siehe, ich mache alles neu.

Amen

Hélène Berr – Pariser Tagebuch 1941 – 1944[1]

Ingrid Schmidt

»Dieser Bericht einer jungen jüdischen Frau über das Leben unter der deutschen Besatzung ist nicht nur von außergewöhnlicher Empfindungskraft und literarischer Qualität, sondern auch ein historisches Dokument ersten Ranges.«
Simone Veil, ehemalige Präsidentin des Europäischen Parlaments.

Im Jahre 2008 erschien das Tagebuch der Hélène Berr in Frankreich mit einem Vorwort des Literaturnobelpreisträgers Patrick Modiano, im März 2016 als FISCHER Taschenbuch, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth Edl. Das Titelbild zeigt ein Porträtfoto von Hélène Berr als Studentin. Dieses Foto wurde Vorlage für das berührende Ölgemälde des Berliner Malers Bernd Krüerke, gemalt in den Jahren zwischen 2011 und 2017, TITELBILD dieser Predigthilfe.

Hélène Berr, 1921 als eines von fünf Kindern einer jüdischen Familie geboren, studierte Englische Literatur an der Sorbonne. Sie beginnt ihr Tagebuch im April 1942. Es ist die Zeit der deutschen Besatzung Frankreichs. Am 8. Juni 1942 muss sie erstmalig den gelben Stern tragen. Sie schreibt in ihr Tagebuch: *»Das sind die beiden Seiten des gegenwärtigen Lebens: die Frische, die Schönheit, die Anfänge des Lebens, verkörpert in diesem klaren Morgen; die Barbarei und das Böse, dargestellt durch diesen gelben Stern.«*[2] Wenige Wochen später übernimmt sie, gemeinsam mit zwei Freundinnen, als ehrenamtliche Sozialhelferin Aufgaben für die Internierten des Lagers Drancy. Mit jedem Tagebucheintrag wird die Bedrängnis deutlicher:

Am 10. Juli 1942 schreibt Hélène:

»Die Juden dürfen auch die Champs-Élysées nicht mehr überqueren. Theater und Restaurants sind ihnen verschlossen.«[3]

Montagabend, 13. Dezember 1943:

»Es sind nicht mehr viele Juden in Paris; und da jetzt die Deutschen die Verhaftungen übernehmen, gibt es wenig Chancen zu entkommen, weil wir nicht mehr gewarnt werden.«[4]

Dienstagabend, 11. Januar 1944:

» – Am Boulevard de la Gare gibt es Abteilungen für alles, Mobiliar, Kleidung, Kurzwaren, Goldschmuck. Lauter Dinge, die aus den Wohnungen von Leuten geraubt wurden, die

man festgenommen und deportiert hat, und man lässt sie dort von den Internierten selbst in Kisten verpacken. Die Kisten werden sofort nach Deutschland verschickt.«[5]

Als sie verhaftet wird, rettet eine Hausangestellte die Aufzeichnungen.

Der Band schließt mit einigen Briefen von Hélène Berr aus dem Lager Drancy kurz vor ihrer Deportation. Am Freitag, den 24. März 1944, schreibt sie:

»Denkt nicht mit Traurigkeit an uns, sondern einfach nur mit Zuversicht.«

Und am 26. März 1944:

»Meine Liebsten. Die Würfel sind gefallen, allem Optimismus des guten Bé zum Trotz, der einmalig war. Ich habe übrigens nie daran gezweifelt. Unsere Koffer wurden abtransportiert mit allem, was Ihr geschickt habt und wundervoll war. ... Lasst Euch noch einmal versichern, dass wir durchhalten werden, dass wir in bester Verfassung zurückkommen wollen, um Mariette beim Aufräumen zu helfen und damit Ihr uns alle hätschelt. Gebt gut auf Euch acht, tragt meine Sommerkleider ... Gottes Segen sei mit Euch und Es lebe Frankreich.« Eure kleine Minette (Antoinette Berr) [6]

Hélène Berr stirbt 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen, kurz vor der Befreiung des Lagers durch die britische Armee.

---

1 Hélène Berr, Pariser Tagebuch 1942 – 1944, FISCHER Taschenbuch 03595 , 2016, 12,99 Euro
2 S. 53
3 S. 101
4 S. 246
5 S. 259
6 Brief aus Drancy, Auszug: S. 297 f.

Bernd Krüerke: Maler und Werk

Ingrid Schmidt

»Dem Leben meines Vaters, des Plakatmalers Fritz Krüerke, der gern in der Umgebung von Berlin aquarellierte, hatte man einen Monat vor meiner Geburt mit einer Sache das Ende gesetzt, die damals Heldentod hieß, die aber eigentlich etwas anderes war. Als ich dann im Juni 1944 zur Welt kam, wurde gerade alles kaputt gemacht. Berlin lag noch lange in Schutt und Asche und aus meinem dritten und vierten Lebensjahr habe ich die angenehmsten Erinnerungen an die Fußwege, die ich mit meiner Mutter durch die Trümmerstraßen der Stadt machte – es war alles so schön friedlich. ... Später malte und zeichnete ich gern. Als ich zur Schule kam, wurde ich bald ein Schulversager. ›Aber malen kann er ...‹, sagten sie und meinten es nicht unbedingt anerkennend.«[1]

Bernd Krüerke: In Omas Laube, 2011

In weithin freundlich ironischer Diktion erzählt der Maler Bernd Krüerke auf wenigen Seiten von seinem Werdegang und von seiner künstlerischen Arbeit, von seiner beruflichen Arbeit als Pädagoge in Knasten und Kinderheimen, später als Kunstlehrer in der Erzieherausbildung, von familiären Turbulenzen: »Diese Erschütterungen müssen auch die Seelentür zertrümmert haben, hinter der ich die Malerei eingesperrt hatte. Sie drängte sich raus, nahm mich beim Schlafittchen und sagte: ›Male!‹«[2] Im Gespräch aber erinnert sich Bernd Krüerke warmherzig an die kreative Arbeit mit den, wie er sagte, lebensbejahenden Schülerinnen und Schülern, an ihre Neugier und Spontaneität.

Gerne malt(e) er draußen, in der nahen und fernen Umgebung Berlins, im Oderbruch und im Spreewald: »Wenn ich gut versteckt mit meinen Pastellkreiden in der Landschaft sitze, kein Gespräch über dies und das befürchten muss, dann wird ein so begonnener Tag meist eine gute Begegnung mit dem ›Geist des Ortes‹.«[3] Die Einsamkeit in der Brandenburgischen Landschaft – damals! – beglückte ihn, denn die wortlose Kunst, so die Erfahrung des Malers, ermöglicht es, Dinge aufzuzeigen, die Worte nicht leisten können. »Worte zerteilen immer wieder«, meinte er, mit den Künsten aber können wir »Dinge aufzeigen, die Worte nicht leisten können , Worte umreißen – definieren.«

Die Redaktion der »Predigthilfe« dankt Herrn Bernd Krüerke sehr herzlich für die Abdruckgenehmigung einiger seiner Arbeiten, für Informationen, Erinnerungen und ein, zwei Tässchen Tee in kleiner Gesprächsrunde …

---

1 Bernd Krüerke, BIOGRAPHISCHES, in: DEM ZEITGEIST FREMD. BILDER UND TEXTE (Privatdruck), S. 45 und Hinweisen auf (Einzel-)Ausstellungen des Künstlers in Berlin, Stralsund, in Schweden und Frankreich

2 a. a. O., S. 46

3 S. 45; (Natürlich gab es über ihn – wie er nach 1989 fesstellte – eine Stasi-Akte!) – In Einzel- und Gruppenausstellungen wurden seit 1985 Arbeiten zu den Themen (Stadt-)Landschaft, Porträt, Akt, gr. Mythologie, Stillleben präsentiert.

Die Sau an den Kirchen

Wird in Wittenberg wieder Ruhe einziehen?

Helmut Ruppel

Mit der Titelfrage eröffnete Marten Marquardt seine »Sonntagsvorlesung« 2008 in Wittenberg und fügte erläuternd hinzu »Vom Umgang mit den Schandbildern des Judentums«[1]. Er hielt das Thema fest und referierte 2012 in der Remscheider City-Kirche zum »Beispiel der Kölner ›Judensau‹, uralte christliche Judenfeindschaft, heutiger ›sekundärer Antisemitismus‹«. Zur neueren Geschichte der Wittenberger Plastik hat Peter von der Osten-Sacken[2] wichtige Details mitgeteilt. Worum geht es konkret?

Aus dem Katalog zur jüdisch-christlichen Ausstellung

»Martin Luther und das Judentum – Rückblick und Aufbruch«[3]: *Das Schwein gehört zu den Tieren, die im Judentum tabu sind. Es gilt als unrein und wird von traditionstreuen Juden nicht gegessen. Um so verletzender war es, dass Christen im Mittelalter begannen, Juden mithilfe des Schweins als Bildmotiv zu schmähen und zu demütigen. Zunächst auf Steinreliefs an einer großen Anzahl von Kirchen, dann auch im Druck wurden Juden gezeigt, die an den Zitzen einer Sau saugen, ihr in den Anus schauen und anderes mehr. In Wittenberg ist bis heute an der Stadtkirche, Luthers Predigtkirche, ein solches Relief zu sehen. Später hat sich der neuzeitliche Antisemitismus dieses Bildmotivs bedient, um gegen die Juden zu hetzen.*

Die Diskussion über dieses böse Machwerk flammte im Gedenkjahr in den Medien heftig auf. Heraus ragt eine »Protest-Kundgebung« »Antijüdische Schmähung beenden – Luthers Judenfeindschaft aufklären« auf dem Wittenberger Marktplatz am 28. Oktober 2017, kurz vor dem feierlichen Feier-Jahres-Abschluss. Unter der Überschrift »Das darf nicht so bleiben« schreiben auf einem Flugblatt die Initiatoren Micha Brumlik, Ulrich Hentschel und Uwe-Karsten Plisch:

»Darum fordern wir, dass das Relief (im Original oder als Duplikat) direkt neben der Kirche in einem neugestalteten Kontext unübersehbar präsentiert wird: als Dokument der Erinnerung, Provokation zum Nachdenken und Diskutieren, Verstörung des gewohnten Alltags und Absage an Antisemitismus in allen Erscheinungsformen.«

Ruhe wird also in Wittenberg nach dem Gedenkjahr so rasch nicht wieder einziehen, denn dieses Projekt ist aufstörend und geeignet, eine einmalige Lerngelegenheit zu werden. Lernen beginnt mit der Sprache (»Bibel in gerechter Sprache«), so hat auch die Ausstellung »Martin Luther und das Judentum – Rückblick und Aufbruch«[3] im Kapitel zur Wittenberger Schmäh- und

Die Sau an den Kirchen, Wittenberg

Demütigungsplastik die Wortwahl »Judensau« weitestgehend vermieden, um dem zutiefst verletzenden Namen nicht durch ständige Wiederholung die Ehre zu geben. Dort steht »Die Sau an den Kirchen«, ungleich prägnanter, nicht einladend zu Weiterungen (»Judenschwein«) und vor allem den Ort und damit die verantwortliche Urheberschaft benennend: Die Sau an den *Kirchen*. So wird in dieser Visitenkarte der Kirchen der Haftpunkt deutlich: Wer verletzt? Wer demütigt? Zu wessen architektonischer Botschaft gehört das? Der Weg zur Wirklichkeit geht auch über die Feind-Bilder – wer sie produziert und sich mit ihnen ziert. Das von Micha Brumlik und anderen angestoßene Projekt verfolgt wie die Ausstellung »Rückblick und Aufbruch«.

---

1 Marten Marquardt in: Wittenberger Sonntagsvorlesungen 2008, Wittenberg 2008, 47-64
2 In: Martin Luther und die Juden, Stuttgart 2002, 139-141
3 Katalog, Konzeption Peter von der Osten-Sacken, hrsg. von der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schles. Oberlausitz und Touro College Berlin, Berlin 2016, 191 S., bes. 85f.

Von den Sockeln

Sklavenhalter, Antisemiten, Diktatoren:
Ihre Denkmäler gehören zur Geschichte. Soll man sie abreißen?
Malte Lehming

Bilder sind magisch. Sie wirken auf eine Weise, die mit der Vernunft allein kaum zu verstehen ist. Es gibt einen Test, der das illustriert. Jemand wird gebeten, mit einer spitzen Nadel auf dem Foto eines Familienangehörigen dessen Augen auszustechen. Was spricht dagegen? Es ist doch nur ein Bild auf einem Stück Pappe. Trotzdem überwiegt bei den meisten Menschen der Skrupel. Sie haben das Gefühl, dem Abgebildeten Unrecht anzutun.

Der Effekt beschränkt sich nicht auf Bilder, er umfasst auch Figürliches – Puppen, Denkmäler, Statuen, Reliefs. Anhänger der Voodoo-Religion glauben, dass sie Menschen, die als Puppen dargestellt werden, durch Nadeln heilen oder Schmerzen zufügen können. Im Bewusstsein klar trennen lässt sich Repräsentation von Repräsentiertem oft nicht. Zum Symbol gehört, dass es die Eigenschaften des Symbolisierten transportiert. Es sendet Botschaften, kommuniziert stumm, aber wirkmächtig in seine Umgebung hinein.

Die Taliban zerstört Buddha-Statuen

Das ist die psychologische Folie, die hinter dem Furor vieler Bilderstürmer steckt. Für die Reformatoren im 16. Jahrhundert waren christliche Skulpturen und Gemälde eine Art Götzendienst, der lediglich die sinnliche, fleischliche Begierde der Menschen befriedigt. Sie beriefen sich auf das Bildnis-Verbot – »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen«– und zerstörten Tausende von Kunstwerken. Martin Luther verurteilte zwar diesen Vandalismus, in seiner Schrift »Von den guten Werken« (1520) heißt es aber, Gott erwarte nicht Fasten, Wallfahrten und protzigen Kirchenschmuck, sondern einzig den Glauben an Jesus Christus.

Im März 2001 zerstörten die Taliban zwei der bis dahin größten stehenden Buddha-Statuen der Welt im Tal von Bamiyan im Zentrum Afghanistans. Auch sie wetterten gegen die Darstellung menschlicher Figuren, wollten aber auch die Erinnerung an die jahrhundertealte buddhistische Tradition tilgen. Sechs Jahre später sprengten Islamisten in Pakistan eine 40 Meter hohe, etwa 1300 Jahre alte Buddha-Skulptur. Im syrischen Palmyra wüteten die Terrormilizen des »Islamischen Staates« gegen antike Tempel und Theater. Im Nachbarland Irak waren nach dem Sturz Saddam Husseins riesige Denkmäler, die den Diktator abbildeten, gestürmt worden.

Aus Karl-Marx-Stadt wird flugs wieder Chemnitz

Und wer weder so weit zurück noch so weit weg schauen will, hat vielleicht noch die Bilderstürmer in der DDR im Kopf, als nach der friedlichen Revolution 1989 aus Karl-Marx-Stadt wieder Chemnitz wurde und das 19 Meter hohe Lenin-Denkmal auf dem Leninplatz abgerissen wurde. Im Westteil Berlins dagegen stört sich bis heute keiner an der Karl-Marx-Straße in Neukölln oder dem sowjetischen Ehrenmal an der Straße des 17. Juni, wo ein acht Meter hoher Rotarmist den siegreichen Kampf gegen das faschistische Deutschland feiert.

In Charlottesville im US-Bundesstaat Virginia marschierten im Sommer 2017 mehrere ultrarechte Gruppen auf, die zum Teil antisemitisch, zum Teil rassistisch sind und für eine »Dominanz der weißen Rasse« in Amerika kämpfen. Es kam zu Ausschreitungen, ein Teilnehmer fuhr mit seinem Wagen in eine Gruppe von Gegendemonstranten und tötete eine junge Frau. Der Anlass des Protestaufmarsches waren Pläne der Stadtverwaltung, eine Reiterstatue des Südstaaten-Generals Robert E. Lee (1807 bis 1870) abzureißen, der die Sklaverei zwar selbst »ein moralisches und politisches Übel« genannt, aber im Bürgerkrieg aufseiten der Konföderation gestanden hatte, die für ein Recht auf Sklavenhaltung stritt.

Robert E. Lee ist eine historisch widersprüchliche Person. Einmal im Jahr trifft sich die gesellschaftliche Elite von Washington D.C., um im »Alfalfa Club« zu Ehren des Geburtstags dieses Generals zu dinieren. Im Jahre 2009 hielt kein anderer als der damalige Präsident Barack Obama die Festansprache. Keiner protestierte.

Trump schlug sich auf die Seite der Rechtsextremen

Im Lied »The Night They Drove Old Dixie Down« schildert die Rockgruppe The Band mitfühlend den Schmerz vieler Südstaatler über ihre Niederlage im Sezessionskrieg. Erzählt wird die Geschichte von Virgil Caine, einem Soldaten der Armee von Robert E. Lee. Levon Helm, der Lead-Sänger von The Band, singt das Lied mit wütend-anklagendem Unterton bei einem gemeinsamen Auftritt mit Bob Dylan. Joan Baez kam mit ihrer Fassung unter die Top Ten. In Deutschland wurde die Melodie durch Juliane Werdings »Am Tag, als Conny Kramer starb« bekannt.

Donald Trump schlug sich nach den brutalen Übergriffen von Charlottesville inhaltlich auf die Seite der Rechtsextremen, die den Abriss der Lee-Statue verhindern wollen. »Ist es nächste Woche George Washington? Und eine Woche später Thomas Jefferson? Jeder sollte sich fragen, wo das enden soll«, sagte

der amtierende Präsident. Prompt hagelte es Kritik. Washington und Jefferson in einem Atemzug mit Lee zu nennen, sei grotesk. Die historischen Verdienste der Gründerväter der Vereinigten Staaten wögen weitaus schwerer als der Umstand, dass sie selbst auch Sklaven hielten.

In Wittenberg gibt es ein antisemitisches Relief

Allerdings diente Trump-Anhängern eine Bemerkung der CNN-Kommentatorin Angela Rye als Bestätigung ihrer Ängste. »Meine Vorfahren galten ihnen alle nicht als menschliche Wesen«, sagte sie, »ob es eine George-Washington-Statue ist oder eine Thomas-Jefferson-Statue oder eine Robert-E.-Lee-Statue – sie müssen alle abgerissen werden.«

Wo anfangen, wo aufhören, und was sind die Kriterien? Überraschenderweise gibt es nur wenige klare Fälle. Eine Hitler-Statue in Deutschland etwa wäre undenkbar. Aber in Russland wird weiter Stalin verehrt und in China Mao Tse-tung. Und selbst in Deutschland gibt es bis heute eine extrem antisemitische Skulptur, die sogenannte »Judensau« an der Sankt-Marien-Kirche in Wittenberg, wo einst Martin Luther predigte. Zu sehen sind Juden, die an den Zitzen einer großen Sau saugen, ein Rabbiner hält den Schwanz der Sau hoch und schaut ihr in den Po. Anfang des 14. Jahrhunderts wurde diese Skulptur in acht Meter Höhe angebracht, 1988 wurde sie durch ein Mahnmal, das an die Shoah erinnern soll, ergänzt. Aber sämtliche Forderungen nach einer Demontage des Schmähreliefs liefen ins Leere. Selbst die Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Ilse Junkermann, sagt, die Skulptur müsse als »Erinnerungs- und Mahnzeichen« bleiben.

Der Berliner Straßennamenstreit

In Berlin tobt der Streit um Straßennamen im Afrikanischen Viertel in Wedding und um die Mohrenstraße in Mitte. Aktivisten fordern eine Umbenennung, Anwohner setzen sich für eine Beibehaltung der gewohnten Namen ein. Heinz Buschkowsky, dem Ex-Bezirksbürgermeister von Neukölln, ist nun der Kragen geplatzt. »Geschichte ist nun einmal gewesen, wie sie war«, schreibt er, »Straßenbenennungen schreiben das Geschichtsbuch nicht um und eignen sich nicht für Klugscheißer mit Wikipedia-Wissen. Sie sind in erster Linie Ordnungsmerkmal und Orientierungshilfe im Alltagsraum.«

Das aber stimmt nicht. Straßennamen weisen, ebenso wie Statuen und Denkmäler, über ihren Zweck als Orientierungshilfen hinaus. Der Begriff »nach ihm oder ihr wird eine Straße benannt« ist ein Synonym für »er oder sie wird geehrt«. Allerdings sind die Faktoren Zeit und Dauer durchaus relevant, wenn

es um die Beibehaltung historischer Zeugnisse geht. Keiner käme auf die Idee, heute eine Straße noch Mohrenstraße zu nennen oder an einer Kirche ein »Judensau«-Relief zu installieren oder in den USA eine Robert-E.-Lee-Statue zu bauen. Das würde zu Recht als reiner Akt des ehrenden Gedenkens nicht ehrwürdiger Dinge oder Personen verstanden.

Die Dauer des Falschen macht es nicht richtig

Nach Martin Luther sind viele Plätze in deutschen Städten benannt. Das regt niemanden auf. Aber das Vorhaben, pünktlich zum 31. Oktober, dem 500. Jahrestag der Reformation, einen Platz in Trier nach dem Reformator zu benennen, stößt auf Widerstand. Die »Evolutionären Humanisten« der Stadt haben wegen dessen Antijudaismus einen Aufruf dagegen gestartet.

Je länger eine Straße den Namen eines Menschen trägt, der dessen unwürdig ist, desto stärker wird sie als überliefertes Zeugnis der Geschichte wahrgenommen. Die Dauer des Falschen macht es zwar nicht richtig, aber gewohnt. Dessen Demontage gerät dann leicht in den Verdacht der Geschichtsklitterung. Aus diesem Dilemma führt kein gerader Weg heraus. Andererseits ist auch klar: Gäbe es in Wittenberg eine große jüdische Gemeinde und würde die »Judensau« zum Wallfahrtsort für Antisemiten, wäre sie längst entfernt worden.

Das englische Wort ›monument‹ lässt sich im Deutschen mit Denkmal und Mahnmal übersetzen. Kommt zum bloßen Gedenken das ehrende Gedenken hinzu, entsteht im Falle, dass der Geehrte dessen unwürdig ist, die Pflicht zur Kontextualisierung. Anstatt die Statue von Robert E. Lee abzureißen, sollte überlegt werden, sie durch eine Tafel zu ergänzen, auf der das Wirken des Generals in seiner Zwiespältigkeit geschildert wird. Alle missliebigen Artefakte der Geschichte in Museen zu entsorgen, würde auch bedeuten, sie der öffentlich jederzeit zugänglichen Konfrontation zu entziehen. Bilderstürmerei ist manchmal auch der Versuch, sich von historisch fatalen Epochen reinzuwaschen.

In Deutschland heißt es aufgrund seiner eigenen Geschichte, ein Volk müsse die Erinnerung an die dunklen Seiten seiner Vergangenheit wachhalten. Antisemitismus ist ebenso ein Teil davon wie Rassismus und Kolonialismus. Viele Zeugnisse davon bedürfen einer kommentierenden Einordnung. Sie zu entfernen, käme einem Schlussstrich gleich.

Der Text ist zunächst im September 2017 im Tagesspiegel erschienen.

Jüdische Überlegungen zur abscheulichen Judensau

Noam E. Marans

Nicht nur an der Wittenberger Stadtkirche prangen anti-jüdische Kunstobjekte. Rabbi Noam Marans über den Umgang mit der Judensau in Europa und den Vereinigten Staaten

Im August 2017 veranstalteten »Germany Close Up« und das »AJC« (das »Amerikanisch-Jüdische Komitee«) in Wittenberg ein zweitägiges Seminar, bestimmt für amerikanische Juden und Christen aus Deutschland. Sein Zweck war das Studium des anti-jüdischen Erbes Martin Luthers. Ebenso ging es um die Bemühungen christlicher Kirchen um den christlich-jüdischen Dialog während der letzten Jahrzehnte und seinen Versuch, mit besagtem Erbe zurechtzukommen. Dabei versteht sich: Wittenberg ist die Geburtsstätte der protestantischen Reformation; denn dort, so nimmt die Tradition an, hämmerte Luther am 31. Oktober 1517 – vor 500 Jahren – seine 95 *Thesen* an das Portal einer Kirche.

In Wittenberg kamen die jungen Christen und Juden mit jüdischen und christlichen Geistlichen und Wissenschaftlern zusammen. Diese stellten ihnen anti-jüdische kirchliche Kunst des mittelalterlichen Europas vor, außerdem die anti-jüdischen Schriften Luthers, die Aufnahme seiner Lehren durch moderne Antisemiten sowie neuere Texte lutherischer Kirchen, die eine deutlich veränderte Haltung gegenüber den Juden und ihrer Religion zum Ausdruck bringen.

Ein zentrales Thema des Seminars zielte auf das Verständnis der anti-jüdischen Kunst – nicht nur mit der Frage, was sie zum Ausdruck bringen wollte, sondern auch, wie man sich ihrer in den vergangenen Jahrhunderten bediente, um anti-jüdisches Empfinden zu befördern, und wie man heute mit seiner hassenswerten Erbschaft umgehen soll: Ob es richtiger ist, sie zu entfernen und in Museen aufzubewahren, oder sie an ihren traditionellen Orten zu belassen und als pädagogisches Mittel zu benutzen, um damit zu zeigen, wie abscheulich die »Kunst« zu Gewalttätigkeit, Zerstörung und Mord beitragen kann.

Zu den infamen Beispielen antijüdischer Kunst des Mittelalters gehört die *Judensau*. Sie begegnet in verschiedenen Variationen in vielen deutschen Kirchen und in den Kirchen anderer europäischer Länder. Bei der Wittenberger Version handelt es sich um ein Relief aus Stein an der Stelle, wo eine

Ecke der *Stadtkirche* (welche der Maria geweiht ist) auf deren Dach trifft, am Rande des wichtigsten Platzes der Stadt. Das Relief stellt Juden dar, die am Euter einer Sau saugen, nach der jüdischen Tradition dem exemplarisch unkoscheren Tier. Hinter dem Schwein steht ein weiterer Jude; er hält ein Bein des Tieres in die Höhe, um ihm in den After zu sehen.

Die Art, wie Luther die *Judensau* deutete, ist für diese Diskussion von erheblicher Bedeutung. Ursprünglich meinte er, der richtige Weg, die Juden zum Christentum zu bekehren, sei Wohlwollen. Doch eine massenhafte Bekehrung fand nicht statt. Daher gab er diese Haltung auf. In seinen späteren Jahren verlegte er sich darauf, üble antisemitische Tiraden zu verfassen. In seiner Schrift »Von den Juden und ihren Lügen« (1543) heißt es:

»Und darum, liebe Christen, hütet euch vor den Juden. ... Ihr seht ja, wie der Zorn Gottes sie dem Teufel überantwortet hat. Dieser hat sie nicht nur eines angemessenen Verständnisses der Schrift, sondern auch der allgemein-menschlichen Vernunft, der Demut und des Verstandes beraubt. ... Wenn du nun einen wirklichen Juden siehst, darfst du dich mit gutem Gewissen bekreuzigen und tapfer sagen: ›Dort geht eine Verkörperung des Teufels.‹«

Es folgte bald die Schrift »Vom Schem Ha Mphoras«, ein Aufsatz über den ausdrücklichen, unaussprechlichen Namen Gottes, in dem Luther jene jüdische Tradition verhöhnt, nach der man versuchte, die verschiedenen Namen Gottes zu bestimmen und sich ihrer im Gebet und bei mystischen Begegnungen zu bedienen. Darin legt Luther eine abscheuliche Homilie über die *Judensau* vor, die 200 Jahre vor seiner Geburt an seiner Kirche, der Wittenberger *Stadtkirche*, angebracht worden war. Er sagt dort, die Juden erführen den ausdrücklichen Namen Gottes, indem sie einem Schwein in den After sähen, ganz wie die *Judensau* es darstellt. Später hat man der Wittenberger *Judensau* eine Inschrift mit dem Titel *»Rabini Schem Ha Mphoras«* beigefügt; sie erinnert an Luthers Deutung des Bildes, indem sie Juden zeigt, die, hinter einem Schwein stehend, nach dem ausdrücklichen Namen Gottes Ausschau halten.

Im Laufe der Jahrhunderte vertraten verschiedene Versionen der *Judensau* überall in Europa eine roh antijüdische Lehre skatologischen Charakters. Die Nazis bedienten sich ihrer, um die Juden als Untermenschen hinzustellen. In Nazi-Deutschland führte man Schulkinder vor die *Judensau*-»Kunst« an deutschen Kirchen; noch immer gebrauchen Neonazis den Ausdruck zu antisemitischer Kränkung. Auch *Der Stürmer*, das antisemitische Organ der Nationalsozialisten, bediente sich des Schweins zur Darstellung von Juden. Julius Streicher, Gründer des *Stürmers*, der in Nürnberg wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt wurde, verwies zynisch darauf, dass seine Taten mit dem Erbe Luthers im Einklang seien.

Am 11. November, kurz vor dem Fall der Berliner Mauer, dem Ende der Sowjetunion und der folgenden Wiedervereinigung Deutschlands, errichteten die Bürger Wittenbergs am Fuß der *Judensau*, inmitten der Kopfsteine der mittelalterlichen Straße, ein Mahnmal zum Gedenken an den Holocaust. Dort ist zu lesen: »Der wahre Name Gottes, der verleumdete Schem Ha Mphoras, den die Juden lange vor den Christen als fast unaussprechlich heilig erachteten, – dieser Name starb gemeinsam mit sechs Millionen Juden im Zeichen des Kreuzes.« Hinzugefügt wurden die Worte von Ps 130, 1 in hebräischer Sprache: *»Mima'amakim keratikha Adonai«* (»Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir«).

Während des Wittenberger Seminars stellte ein Gelehrter die verschiedenen Weisen vor, wie Kirchen in Deutschland mit ihrer anti-jüdischen Kunst umgehen. Einige von ihnen nehmen diese Verantwortung ernst. Sie belassen die anti-jüdische Kunst an Ort und Stelle, bringen dort Schilder an und weisen auf ihre Veranstaltungen hin. In denen werden die anti-jüdischen Objekte als Überbleibsel der Vergangenheit erläutert, die zu der Umgebung beitrugen, in denen sich der Nationalsozialismus entwickeln konnte.

Auch erfuhren wir von Einwohnern Wittenbergs, sie seien in der Zeit vor dem 500-jährigen Gedenken der protestantischen Reformation kleinen Gruppen von Demonstranten begegnet, von denen die einen für die Entfernung der *Judensau* eintraten, die anderen jedoch dagegen waren. Es ergab sich eine angespannte Situation, als einige der jungen amerikanischen Juden (sowie einige der jungen Christen aus Deutschland) auf die örtlichen Argumente, die für den Erhalt der *Judensau* eintraten, ablehnend reagierten.

Die Zeit, die wir mit den jungen amerikanischen Juden in Wittenberg verbrachten, war ebenso faszinierend wie anstrengend. Wir kamen nur wenige Tage nach der Schandtat von Charlottesville dorthin, wo Neonazis mit brennenden Fackeln dreist gegen die Entfernung der Statue eines Generals der Konföderierten demonstriert hatten. Neben der spürbaren Angst, die viele in Charlottesville empfanden, darunter die Juden, die sich fürchteten, ihre Synagoge nach dem Gottesdienst zu verlassen, gab es auch Gegendemonstrant*innen. Eine von ihnen, Heather Heyer, wurde von einem Extremisten ermordet, der mit seinem Autor geradewegs in die Gruppe der Demonstrierenden hineinfuhr.

Einige der jungen amerikanischen Juden in Wittenberg bedienten sich einer zeitgemäßen, aber nicht ganz exakten Parallele zwischen Charlottesville und der *Judensau* und bekannten sich lautstark zu der Notwendigkeit, die Wittenberger *Judensau* zu entfernen. Damit forderten sie die Einwohner Wittenbergs heraus, die argumentiert hatten, das Mahnmal zum Gedenken an den Holocaust unter der *Judensau* stelle ein hinreichend positives Gegengewicht dar.

Ich verstehe die Kontroverse über die Analogie zwischen der Entfernung von Statuen der Konföderierten und der Problematik der *Judensau* nicht. In Amerika wurden einige Statuen in der Tradition der Figur Jim Crow aufgestellt, einem stereotypisch singenden und tanzenden Schwarzen. Manche stehen noch immer, in einer Gesellschaft, die ihre rassistische Vergangenheit und Gegenwart längst nicht aufgearbeitet hat. Deutschland hingegen, wo das gewaltige Verbrechen des Holocaust begangen wurde, ist ein Land, das über seine Vergangenheit nachdenkt und mit pädagogischer Absicht auf die Schrecken der Shoah aufmerksam macht. Es stimmt zwar, dass in Deutschland der rechtsextreme Nationalismus wieder erwacht; er spricht dafür, dass die Selbstreflexion des Landes keine Zukunfts-Garantie darstellt. Aber diese Tatsache kann das ernsthafte Engagement nicht verdunkeln, mit dem man in Deutschland der *Judensau* pädagogisches Material und die Holocaust-Gedenkstätten gegenüberstellt – wie eben jene, die sich in Wittenberg befindet. Zugegeben, es gibt keine Gewissheit, dass alle deutschen Kirchen und Organisationen, dem Beispiel Wittenbergs folgend, die abscheuliche anti-jüdische Kirchenkunst nutzen werden, um die Wiederauferstehung jener Ideologie zu verhindern, die zu ihr führte.

In dieser Hinsicht könnte ein anderes, vielleicht auch bekannteres Beispiel anti-jüdischer kirchlicher Kunst des Mittelalters aufschlussreich sein: Eine beträchtliche Anzahl europäischer Kirchen besitzt steinerne, teils marmorne, Reliefs, die *die Synagoge und die Kirche* darstellen. Damit illustrieren sie die historische Selbstbehauptung des Christentums, die die Moderne weithin übersieht, die aber das Judentum besiegt und ersetzt hat. Die *Synagoge* wird mit verbundenen Augen dargestellt, als unterdrückte, verlorene junge Frau, die versucht, ein niederfallendes jüdisches Buch festzuhalten. Die *Ecclesia* hingegen wird optimistisch und glänzend dargestellt, mit Krone und Kreuzstab. Die Botschaft ist klar: Das Judentum ist alt und verworfen, das Christentum aber ist neu und verdient Verherrlichung.

Zur Feier des fünfzigsten Jahrestages von *Nostra Aetate* und mit der Aussicht auf den Besuch von Papst Franziskus in Philadelphia im Jahre 2015 gab die St.-Josephs-Universität eine moderne Version von *Synagoga et Ecclesia* in Auftrag, die die Versöhnung zwischen Christen und Juden in der Zeit nach der Shoah darstellen sollte. »*Synagoge* und *Ecclesia* in unserer Zeit« – das Bild wird wie folgt beschrieben: Es stelle »beide, sowohl die Synagoge als auch die Kirche, als stolze, gekrönte Frauen dar, die Seite an Seite mit Gott im Bunde leben; und eine lernt von den heiligen Texten und Traditionen der anderen über ihre unterschiedlichen Erfahrungen des Einen Heiligen Gottes.« Diese neue Konzeptualisierung einer bitteren Vergangenheit, unternommen, um eine bessere Zukunft zu proklamieren, ist wirkungsvoll.

Der interreligiöse Dialog erfährt in den Verhältnissen des christlichen Deutschlands eine besondere Bedeutung. Dazu gehört eine Geschichte der Judenverfolgung ebenso wie das grundstürzende Verständnis zwischen Christen und Juden in den letzten Jahrzehnten. Und Wittenberg ist für diese Gespräche ein besonders bewegender Ort, denn hier dauert die Debatte über die *Judensau* an.

Übersetzt von Lorenz Wilkens.

KAPITEL III
Materialien für die Gemeinde

Bernd Krüerke: Archibaldweg (Berlin-Lichtenberg), 2002

Horst Klaus Berg: Gottes Wort braucht keinen Vormund
Wege zur selbstständigen Auslegung der Bibel

Calwer Verlag, Matthias Grünewald Verlag, Stuttgart 2017, 216 S., 19,95 Euro

»Ich schreibe für Leserinnen und Leser, die an einem selbstständigen Verständnis der biblischen Überlieferung interessiert, aber nicht explizit dafür ausgebildet sind. Es kommt nicht darauf an, welcher Konfession sie sich zurechnen – oder ob sie überhaupt einer Kirche angehören. Es kommt allein auf die Ahnung an, dass in den alten Schriften etwas für heutige Leser Interessantes, für ihre Fragen und Einstellungen Wichtiges verborgen ist.« Das soll als Selbst-Anzeige reichen, wobei man gerne die »Leserinnen« aus Zeile eins in Zeile fünf wieder angetroffen hätte.
Wer sein religionspädagisches Leben mit den Arbeiten Bergs hat gestalten können, der wird diese wieder mit Freuden lesen. Er zeigt den weiten Bogen religionspädagischen Arbeitens, wie er ihn auch in seiner Herausgeberschaft von »ru« mit jedem Heft öffnete. Hier geht es um neun unterschiedliche Auslegungsmethoden der Paradiesesgeschichte. Erstaunt liest man die Punkte »Gewinn-Erwartung« und »Ertrag« – ist nicht die Paradiesesgeschichte *die große Verlustgeschichte*? Ein Gespräch mit Ingo Baldermann, dem ebenfalls ausgewiesen biblischen Didaktiker, wäre reizvoll gewesen, denn das Buch lädt ein zum »Gespräch«, und »Gespräch« ist immer eine Kunst.

H.R.

Die Apokryphen der Lutherbibel
Einführungen und Bibeltexte

herausgegeben von Christfried Böttcher und Martin Rösel
Deutsche Bibelgesellschaft, Ev. Verlagsanstalt Leipzig 2017, 375 S., 38 Euro

Dies ist einfach ein gutes, nützliches, lehrreiches Buch für alle, die froh sind, in der neuen Lutherbibel die Apokryphen wieder zu finden und nun mit diesem Einführungsband eine exzellente Geschichte der Apokryphen, dazu Übersetzung und Lese- und Verstehenshilfe zu bekommen! Dazu Zeittafel, Karten Pläne, alles robust als Buch für ein Berufsleben. Und die Einführungen in die Apokryphen sind kenntnisreich und bringen die Hintergründe der Texte zum Einarbeiten. Und da die Apokryphen es im Ansehen der aufgeklärten Christenheit nicht leicht hatten (da schwang auch Antijudaismus mit), kann man nur dankbar den Band begrüßen! Er gehört im Regal nun neben die revidierte Lutherbibel! Oder dahin, wo die vielen Bilder von Judith

und vor allem Susannas im Bade stehen… denn die sind auch im Buch versammelt!

H.R.

Manfred Gailus: Friedrich Weißler

Ein Jurist und bekennender Christ im Widerstand gegen Hitler

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, 316 S., 30 Euro

Ich war überrascht, in welcher respektvollen Selbstverständlichkeit zwei Juristen aus dem näheren Bekanntenkreis in Berlin zur Gedenkfeier am 19. Februar 2005 nach Sachsenhausen mitfuhren, wo auf dem Gelände der Gedenkstätte eine Friedrich Weißler gewidmete Gedenkstele aufgestellt und von der Bundesministerin für Justiz, Brigitte Zypries, und dem Ratsvorsitzenden der EKD und Berliner Bischof, Wolfgang Huber, eingeweiht wurde. Sie gaben einem Kollegen die Ehre, der entsetzlich gequält und von dumpfen Mordbuben der SS-Totenkopfverbände totgeschlagen worden war. Der »nichtarische« Christ Weißler war in der Bekennenden Kirche unerschrocken aktiv gewesen. Es dauerte noch einmal 12 Jahre, bis dies Buch erscheinen konnte, zwischendurch hatte Gailus ein Buch über Elisabeth Schmitz geschrieben, Weißler darin verbunden, dass auch sie lange Zeit unbeachtet geblieben war. Nicht jedes Buch, das erscheint, ist nötig, doch dieser Band über Friedrich Weißler war dringend nötig. Jetzt ist er da und wir werden ihn bald angemessener würdigen als dies in einer Kurzrezension möglich ist.

H.R.

Uwe Kolbe: Psalmen

S. Fischer Verlag Frankfurt a.M., 2017, 76 S.

»Dies sind Psalmen eines Heiden, der Gott verpasste« – eine vertrackte Vier-Perlen-Kette: »Psalmen« – »Heiden« – »Gott« – »verpasste«, kann man durch die Hand gleiten lassen und bei jedem Stück innehalten…So gänzlich überraschend sind die »Psalmen« nicht, wie es in der Rezensionenwelle hier und da tönt, las doch Uwe Kolbe zu DDR-Zeiten durchaus in christlichen Gemeinden, und auch sein literarischer Lehrer und Mentor, Franz Fühmann, war hier zu Hause. Ein zeichenhaftes deutsch-deutsches Dichterleben, 1957 in Berlin (DDR) geboren, 1988 nach Hamburg (BRD) ausgereist, den Vater, Stasi-

Offizier, zurückgelassen, dafür die weite literarische Welt gewonnen und wieder zurückgekommen, 2017 war er Stadtschreiber in Dresden. Und nun »Psalmen«...
Vielleicht hat Kolbe Brechts berühmte Notiz vom August 1920 gelesen: »Ich muss noch einmal Psalmen schreiben.« – Er schrieb dann 20 Anti-Psalmen. Vielleicht hat er Luther gelesen: Jeder findet in den Psalmen Sätze, »die sich auf seine Sachen reimen«. So kann man sich einhören in Uwe Kolbes Psalmen: »Den Hoffenden führst du unter den offenen Himmel, / den Sehnenden stellst du vor die Weite der See / und dem, der verloren war, gibst du dein Wort.« Kolbe geht so weit, Psalmen nach biblischen Psalmen zu nennen, beeindruckend: »Der 119. Psalm« oder »Der 107. Psalm (nach Luther und Martin Buber)« oder »Aus der Tiefe, Variation und Collage zu Psalm 130«, der endet mit der Zeile »*Gelobst seist Du, Niemand*«.
Uwe Kolbe und Paul Celan im Gespräch... Unsere Liturgien sind offen für Gäste-Zeilen!

H.R.

Matthias Loerbroks: Gemeinschaft der Eiligen
Biblische Kurzmitteilungen

Radius Verlag Stuttgart, 2017, 196 S., 16 Euro

Haben nun Paul Virilio, der brilliante Theoretiker der Dromologie und Denker der neuen Geschwindigkeit (»rasender Stillstand«), und Hartmut Rosa, der gegenwärtig gerühmte Entfalter von »Beschleunigung und Entfremdung«, ihr theologisches Pendant gefunden? Was eint diese Gemeinschaft der Eiligen, wenn nicht die *Unterbrechung*, die originäre Wurzel aller Religion. Unser Berliner Kollege, Mitarbeiter dieser »Predigthilfen«, Matthias Loerbroks, schreibt gegen Ende seines Vorworts, sein Buch sollte etwas haben von »den Jahren, die ihr kennt.« Das war einmal ein charmanter Titel zum 70. Geburtstag von Peter Rühmkorf, mit dem listigen Untertitel »Anfälle und Erinnerungen« ... Nein, so heftig geht es in Loerbroks' geistlichem Jahrbuch nicht zu, dort gehen wir an der Hand der Monatssprüche im Gemeindebrief ruhigen Schrittes durch das Jahr.
Es gibt noch kein »Zentrum für evangelische Gemeindebriefkultur«, aber zu den Grundsteinen gehörte dieser Band. Oft greift er zur kleinen rhetorischen Figur, in der sich das Denken versteckt. Und es ist schön zu erleben, wie Loerbroks eine Sprache bewegt, das Schöne zu besingen, den Schmerz zu beklagen und das Notwendige zu erbitten – nicht beredt, nicht wortgewaltig,

sondern nach-denklich, unser umtriebiges Leben zu unterbrechen und unsere Furcht zu befrieden. Wer Virilio und Rosa liest, sollte sich von Loerbroks unterbrechen lassen.

H.R.

Die Kommunikations-, Wissens- und Handlungsräume der Henriette Herz (1764 – 1847)

Hannah Lotte Lund / Ulrike Schneider / Ulrike Wels (Hg.)
mit 10 Abbildungen, V & R unipress GmbH, Göttingen 2017, 308 S.

Henriette Herz gründete gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Arzt Marcus Herz, in Berlin 1785 einen rasch berühmten Lesezirkel. Da war sie 17 und bald sprach man von ihr – der »Schönen Jüdin« und »Berliner Salonière«. Im Rückblick auf ihren 250. Geburtstag (geb. 1764 / gest. 1849) publizierten Hannah Lotte Lund, Direktorin des Kleist-Museums Frankfurt/Oder, sowie die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der Uni Potsdam, Ulrike Schneider und Ulrike Weis, diesen gelehrten Aufsatzband mit umfangreicher Bibliographie. Die zwanzig Autorinnen und Autoren stellen eine biographische Monographie zu Henriette Herz vor, mit weitsichtigen Aspekten, keineswegs nur für Studierende und Uni-Lehrkräfte!

I.S.

Lyndal Roper: Der Mensch Martin Luther. Die Biographie

Aus dem Englischen von Holger Fock und Sabine Müller
S. Fischer Verlag GmbH., Frankfurt am Main 2016, 730 S., 28 Euro

Hat er...? Hat er es nicht getan...? Wenn ja, genagelt oder geleimt? ... Ist nun der 31. Oktober, der Abend vor Allerheiligen, das korrrekte Datum für den Beginn der Reformation – der Tag, an dem Martin Luther seine Thesen an die Wittenberger Schloßkirchentür schlug? Die Oxford-Historikerin Lyndal Roper bedient sich gerne dieser »ein klein wenig historische(n) Entzauberung« in der Einleitung zu ihrer Luther-Biographie, und dann führt sie uns schnurstracks durch neunzehn Kapitel einer spannenden Lebensgeschichte, beginnend in: »Mansfeld und der Bergbau«: »›Ich bin eines Bauern Sohn...‹ Das war nur die halbe Wahrtheit. ...« – bis hin zum letzten Kapitel »Der Wagenlenker Israels« – ein Zitat aus Melanchthons Traueransprache. Schwarz-weiß-

Abbildungen und etliche Farbdrucke im Mittelteil der umfangreichen Dokumentation begleiten entspannend die umfangreiche Biografie. Lyndal Roper vielseitiges (!) Geschichtswerk – mit detailliertem Anmerkungsapparat und umfangreicher Bibliographie – lädt ein zum Studium am Schreibtisch, aber durchaus auch am Abend zur sehr anregenden Lektüre unter der Leselampe!

I.S.

Thomas Martin Schneider, Wem gehört Barmen?

Das Gründungsdokument der Bekennenden Kirche und seine Wirkungen

Ev. Verlagsanstalt Leipzig, 2017, 241 S., 15 Euro

Ein salopper Titel, der Kirchengeschichtswissen voraussetzt, aber mit ordnendem Chronistenblick unaufgeregt einführt, zurechtrückt, Plätze verteilt und Noten vergibt, selber durchaus nicht gelassen vom Baumhaus hinunter in den reichen Sträucher- und Gestrüppgarten blickt. Unstrittig das Hilfreichste für den zweiten Teil aufbewahrt: Über 65 Seiten Dokumente aus der Wirkungsgeschichte bis »zu guter Letzt« die Notiz: Kirche zwischen Anpassung und Widerstand – 50 Jahre Barmer Ersatzkasse« (FAZ, Fernsehprogramm). »Barmen und die Juden«, das musste sein und ist unmissverständlich im kritischen Ton, auch die Porträts der rechten und linken Flügel der getrennt-deutschen Wirkungsgeschichte. Dass der Band »Das verdrängte Erbe der Bekennenden Kirche« (Höppner/Perels) unerwähnt bleibt, ist unverständlich, denn hier geht es schmerzlich um die Titelfrage. Leistungskurs Religion/Proseminar Kirchen- und Theologiegeschichte/Fortbildungsseminar Kreissynode und die Gebildeten unter den Verächtern der Kirche: Ein lehrendes Buch mit Dokumentation.

H.R.

Bilder und Predigt

Bilder können predigen, sie können trösten, aber auch verstören, manches sichtbar machen und Zusammengehöriges unmittelbar verdeutlichen, was durch das Nacheinander in einem Predigttext oft nicht so gut gelingt. Und die psychoanalytische Beleuchtung eines Bildes ermöglicht ein vertieftes, ein erweitertes Verstehen. Mit Blick auf diese vielfältigen Möglichkeiten der Begegnung mit Kunstwerken machen wir auf zwei Publikationen aufmerksam:

Gisela Greve: Bilder deuten

Psychoanalytische Perspektiven auf die Bildende Kunst

Mit 30 Farb- und 6 Schwarzweißabbildungen, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. Göttingen 2009, 171 S., 23 Euro

An Bildbeispielen von Adolph Menzel *(Das Balkonzimmer)*, Caspar David Friedrich *(Kreidefelsen auf Rügen)*, Claude Monet *(Seerosenbilder)*, von Jan Vermeer, Andy Warhol, Joseph Beuys und Edward Hopper ermöglicht die Autorin, Psyhoanalytikerin Dr. med. Gisela Greve, ungewöhnliche und unterschiedliche Zugangswege zum Verstehen von Kunstwerken – spannend! Gelungen ist ein interdisziplinärer Brückenschlag zwischen Psychoanalyse und Kunstwissenschaft, keineswegs ausschließlich für Frauen und Männer »vom Fach«! (Im Band schöne Abbildungen von den Arbeiten a l l e r genannten Künstler!)

Jan Hermelink, David Plüss (Hrsg.): Predigende Bilder

Was die Homiletik von Kunstwerken lernen kann

Eine Veröffentlichung des Ateliers Sprache e. V., Braunschweig, 136 S. Evangelische Verlagsanstalt GmbH. Leipzig 2017, 24 Euro

Die Herausgeber versammeln in diesem Band *»Theoretische Durchblicke«*, *»Praktische Einblicke«* und *»Rückblicke«* – Beiträge von KunsthistorikerInnen und TheologInnen zu einem Internationalen Symposion im Jahre 2016. Die AutorInnen verständigen sich über die Frage: Was kann die »ganz normale« Predigt von den Predigten lernen, die uns als Bilder zutiefst prägen – und immer wieder bewegen? Sie beziehen sich in ihrem Nachdenken auf ganz unterschiedliche Künstler und deren Arbeiten: Rembrandt, Cranach, Botticelli sowie Künstler des 20. Jh.: Georg Basselitz, Mark Wallinger, Sigmar Polke... Neben den vielseitigen theoretischen Beiträgen sind für Gottesdienst und

Gemeindearbeit auch aufschlussreich die »Kostproben« aus einem Workshop »Bildpredigt«, zusammengetragen von Anne Gidion, Julia Helmcke, Anne Mueller von der Haegen. Und Martina Schwarz notiert: *»Bitte predigen Sie nicht über die Bilder / Sondern mit den Bildern …«* (S. 133)

I.S.

KAPITEL IV
ASF-Freiwillige berichten

Ein Lernprozess zum Thema Inklusion

»Respekt, dass du dich das traust mit so behinderten Menschen! Ich könnte das ja nicht«, sagte eine Bekannte zu mir. Im Sommer 2005 begann ich meinen Freiwilligendienst. In Granly – einer Lebensgemeinschaft für Menschen mit Behinderung in Süd-Norwegen. Die Aussage meiner Bekannten irritierte mich. Menschen mit Beeinträchtigungen gehörten zu meiner alltäglichen Lebenswelt. Ich kannte sie von Kindergeburtstagen und Schulfesten meiner Schwester, die selbst mit einem Handicap lebt. Deswegen wollte ich unbedingt in so einem Projekt arbeiten. Ich stellte mir das Leben in Granly nett, witzig, gemütlich und, naja, alltäglich vor.

Ein Jahr lebte ich mit Sören, Tove, Aina, Dagvin und Emil, meinen Mitbewohner*innen mit besonderen Fähigkeiten und Bedürfnissen, in einem großen alten Landhaus zusammen. Zwölf Jahre ist das her. Ich erinnere mich an das Kichern von Aina, nachdem sie mir einen schallenden Kuss auf die Wange gegeben hat. Andas Knirschen von Schnee bei minus 25 Grad. An das gemeinsame Frühstück mit meinen fünf bezaubernden Mitbewohner*innen. Schnell lernte ich, wie man erwachsene Menschen duscht, wickelt und füttert. Aufgaben, die nicht in jeder WG anfallen. Meine Mitbewohner*innen brachten mir im Gegenzug viele andere Dinge bei: Norwegisch, Gelassenheit und Freude an den kleinen Dingen. Über Inklusion dachte ich dabei nicht nach.

Nach dem Freiwilligendienst studierte ich Heilpädagogik. Hier lernte ich das Konzept der Inklusion kennen. Ich fand die Idee der gleichberechtigten, unterstützenden Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung sinnvoll und gut. Meine beschauliche Lebensgemeinschaft analysierte ich daraufhin kritisch. Inwiefern hatten Sören, Tove, Aina, Dagvin und Emil die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Partizipation? Habe ich sie dabei unterstützt, an politischen Prozessen teilzuhaben? Durften sie selbst entscheiden, was sie wollen? Hatten sie Zugang zum Bildungssystem? Der Abgleich zwischen Theorie und tatsächlichem Alltag frustrierte mich. Ich stellte fest, dass mein wundervolles Granly überhaupt nicht inklusiv war: Die Bewohner*innen hatten kaum die Möglichkeit, ihren individuellen Tagesablauf mitzugestalten. Ich hatte nie mit ihnen darüber gesprochen, wen sie wählen würden; wusste nicht, ob sie überhaupt wählen durften. Die Erkenntnis, dass mein Ideal der Inklusion nicht mit meiner erlebten Praxis zusammen passte, tat weh. Dennoch fand ich beides gut: Granly und Inklusion.

Heute arbeite ich als Sonderpädagogin. Das inklusive gemeinsame Lernen von Schüler*innen mit und ohne Behinderung prägt meinen Arbeitsalltag. Die Lehrer*innen an der Schule finden Inklusion gut, sind aber oft von der Um-

setzung herausgefordert. Es gibt schöne Momente, etwa wenn die ganze Klasse den Unterricht schwänzt und ein autistischer Junge dabei ist, den es enorme Überwindung kostet, dem Lehrer nicht von diesem Regelbruch zu erzählen. Es gibt aber auch unbefriedigende Situationen, wenn etwa eine Schülerin wegen ihrer lauten, chaotischen Klasse mit 32 Schüler*innen im Unterricht überfordert und reizüberflutet ist. Auch hier ist nicht alles inklusiv.

Meine Erfahrung aus Granly hilft mir, den Abgleich zwischen Theorie und gelebtem Schulalltag auszuhalten. Gelassenheit, Fröhlichkeit und Akzeptanz für eigene Grenzen habe ich von meinen ganz besonderen Mitbewohner*innen gelernt. Dafür bin ich heute sehr dankbar. Und am Ende frage ich mich, ob Granly nicht doch inklusiver ist, als ich auf den ersten Blick dachte. Freundschaften über Grenzen hinweg sind doch vielleicht auch ein Kriterium für Inklusion.

Maritt Merfort, Jahrgang 1985, ist Heilpädagogin und Bildungswissenschaftlerin. Derzeit arbeitet sie als Sonderpädagogin an einem Berliner Gymnasium. 2005-2006 war sie Freiwillige in einer Lebensgemeinschaft mit Menschen mit Behinderung in Norwegen.

Im Urlaub mit Ward

Wir sind in Nordfrankreich auf Arkvakantie. Das heißt, vier Gäste der *Arkgemeenschap Antwerpen* – sie haben körperliche Beeinträchtigungen – und vier Assistent*innen machen dort gemeinsam Urlaub. Unseren Alltag haben wir in Mortsel bei Antwerpen in drei Häusern der Arche. Wir kennen uns durch gemeinsame Arbeiten in der Werkstatt und von wöchentlichen Treffen aller Häuser.

Am zweiten Tag ruft Robbert uns alle zusammen und sagt: »Ward ist gestorben.« Jandte und Cindy fangen an zu weinen. Jandte umarmt uns andere immer und immer wieder. Sucht Trost und tröstet andere. Geeraard, der Ward schon seit Kindestagen kennt und mit ihm im Haus »De Windroos« lebt, versteht nach und nach, was sie Trauriges berichtet. Über die Tage wiederholt er immer wieder: »Ward ist tot. Gestorben. Und jetzt im Himmel.« Ab diesem Morgen stellen wir bei jedem Essen eine Kerze auf den Tisch, besprechen gemeinsam mit den Gästen, dass wir dies als Zeichen aufstellen, an Ward zu denken. Auch eine Kerze kann trösten. Abends erzählen wir uns in Erinnerungsrunden von Ward. Jandte: »Mittwochs war er immer mit mir in derselben Schwimmgruppe«. Oder Geeraard: »Ward war ein guter Freund.« Ward ist in unserem Urlaub sehr präsent.

Ward war mit 72 Jahren der älteste Bewohner der »Windroos« und das Alter beeinträchtigte ihn zunehmend. Ohne Rollstuhl konnte er sich kaum mehr fortbewegen. Es tat ihm weh nicht mehr unabhängig zu sein. Trotzdem genoss er das Leben und hatte Spaß an allen möglichen Unternehmungen.

Nach zehn Tagen kehren wir aus unserem Urlaub zurück. Wie

deutlich wird mir die Leere, die Ward hinterlässt. Keine Begrüßung und neugierige Fragen von ihm, kein Winken aus seinem immer offenen Zimmer. Kein Klagen über einen anderen Assistenten, kein freundliches »Danke«, wenn man ihm am Esstisch seinen schwarzen Kaffee einschenkt. Am nächsten Tag ist die Beerdigung. Wir »Windroosen« versammeln uns während des Gottesdienstes im Kreis um die Urne. Mich berührt dieser Moment mit all den Menschen, mit denen ich ein Jahr gelebt und gearbeitet habe, Abschied zu nehmen. Als Bestandteil dieser besonderen Gemeinschaft. Am Abend schicken wir Heliumballons mit selbst gestalteten Karten zu Ward in den Himmel. Ein Bild, das den Gästen und mir im Kopf bleibt. Wenn ich an ihn denke, erinnere ich mich vor allem an Wards Interesse an anderen Menschen. Gerade das wird der »Windroos« fehlen.

Benedikt Schilling, geb. 1997, war 2016-17 Freiwilliger in der Arkgemeenschap Antwerpen. Eine Arche ist eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen.

IJFD Internationaler Jugendfreiwilligendienst

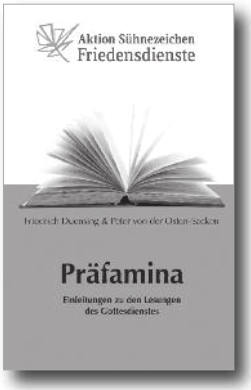
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Der Freiwilligendienst von Benedikt Schilling wurde gefördert vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD.

ASF-Publikationen und Materialien

Handreichung zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum

Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. Sie bietet eine vertiefte Einführung in die Erscheinungs- und Ausdrucksformen momentan erstarkender rechtspopulistischer Bewegungen und Argumente. Die Handreichung gibt Vorschläge und Beispiele, wie man mit diesen umgehen bzw. dagegen angehen kann. (kostenlos, zzgl. Versandkosten)



Präfamina – Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen

Die Präfamina versucht die Lesungen – insbesondere die unbekannteren, schwierigeren Texte – mit wenigen Sätzen so einzuleiten, dass auch ihre weniger bibelfesten, weniger regelmäßigen Hörer_innen bei der einmaligen Verlesung etwas Wesentliches zu verstehen und zu behalten vermögen. Dabei werden die liturgischen Konsequenzen des christlich-jüdischen Gesprächs für die gottesdienstlichen Lesungen bedacht. Die knappen Texte können einem neuen Hören der biblischen Texte dienen. »Fremde Heimat Liturgie?« Die erklärenden Präfamina helfen, liturgisch Sprache zu finden und Orientierung zu gewinnen in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes. (5 Euro, ab 20 Stück 4 Euro, ab 50 Stück 3 Euro)

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:
per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin //
per Fax: (030) 28395 – 135 // per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Mehr Materialien finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

»Alles, was gut ist / alles, was still ist und stark / alles, was wärmt und weitet /
was den Leib erfreut und das Herz bezaubert / und die Seele birgt /
alles, was die Liebe stärkt und das Recht stützt / komme über und durch uns/ in die Welt.«

Nicht ganz so poetisch, das mag sein, wie die Schweizerin Jaqueline Keune es hier wünscht, würden es unsere Freiwilligen sagen, aber mit anderen Worten dasselbe sagten sie gewiss. Sie sind keine abgeklärten Sozial- und Therapievirtuosen – sie leisten »Friedensdienst« in kleinen Schritten in vielen jener Länder, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft gelitten haben.

Friedensarbeit erfordert Ermutigung und Stärkung, wenn sie zu tun ist im Altenheim mit Überlebenden, im Krankenhaus mit Menschen mit schweren Behinderungen, in den Archiven der Gedenkstätten bei der Arbeit mit Schulgruppen, auf den vielen Feldern der Menschenrechts- und Erinnerungsarbeit. Bei bedrängenden Veränderungen auf der politisch-geographischen Wetterkarte, heißt es, den Horizont nicht aus den Augen zu verlieren, in Weißrussland, der Ukraine. In St. Petersburg, in Israel und den USA...

Rund 500 junge Frauen und Männer engagieren sich jährlich in Projekten und lernen handeln, was Frieden tut: »Kenntnis voneinander und Versöhnung«.

Dass diese Arbeit, die seit mehr als einem halben Jahrhundert vielen Menschen zugute kommt und schon oft mit Dank gewürdigt wurde, weitergeführt werden kann, bitten wir um Ihre Unterstützung und stärkende Begleitung!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor*innen, Bild- und Fotonachweise

Autor*innen

Die **AG Theologie** der Aktion Sühnezeichen gestaltet Gottesdienste zum 27. Januar und zum 9. November. Sie bedenkt biblische Texte gemeinsam und versucht sich in Umsetzungen.

Anne Gidion, Pastorin, leitet seit Frühjahr 2017 das Pastoralkolleg der Nordkirche in Ratzeburg, Mitglied der Internationalen Societas homiletica, Doktorandin in Praktischer Theologie zu »Religiöser Rede als Leichter Sprache« an der Universität Leipzig.

Kornelius Friz, freier Kulturjournalist, B.A. in Kulturwissenschaften; seit 2016 Masterstudium »Theaterwissenschaft transkulturell« in Leipzig. Freier Redakteur bei ASF. kontakt@korneliusfriz.de

Marie Hecke, Repetentin der Hannoverschen Landeskirche an der Georg-August-Universität Göttingen, von 2006-2007 ASF Freiwillige in Minsk, Belarus, und seit 2011 Mitglied der AG Theologie.

Ilse Junkermann, seit 2009 Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland. Seit 2011 stellvertretende Leitende Bischöfin in der VELKD.

Malte Lehming, Redakteur beim Tagesspiegel, ehemaliger ASF-Freiwilliger 1982/83 in Israel.

Rabbiner Noam E. Marans, Direktor für interreligiöse Beziehungen am Amerikanisch-Jüdischen Komitee (AJC) in New York.

Dr. Dagmar Pruin, Theologin; konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up. Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. pruin@asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin/Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. ille.schmidt@kabelmail.de

Rabbinerin Julia Watts Belser, Associate Professor für Jüdische Studien und Religionswissenschaften an der Georgetown University, Washington

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie, Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam. Lorenz_Wilkens@web.de

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 9, 41, 48 und 61: Bernd Krüerke

Seite 51: wikimedia commons, Dr. Avishai Teicher

Seite 6, 8, 69, 71, 72, 74 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Kornelius Friz (verantwortlich), Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Dr. Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch
Druck: Brandenburgische Universitätsdruckerei und Verlagsgesellschaft Potsdam mbh
Auflage: 2 800 Stück | Ausgabe: Dezember 2017
Titelbild: Bernd Krüerke: Helene Berr, 2011-2017 (Helene Berr, 1921 in Paris geboren, 1942 als Jüdin von der Sorbonne verwiesen, 1945 in Bergen-Belsen ermordet.)

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeberin

IBAN Kontoinhaberin

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 23. Okt. 2017 für die Jahre 2014 bis 2016 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeberin / Quittungsstempel

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

A S F e . V .

IBAN

D E 6 8 1 0 0 2 0 5 0 0 0 0 3 1 1 3 7 0 0

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

B F S W D E 3 3 B E R

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

SPENDE

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

PH 27. Januar 2018

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E

06

Datum

Unterschrift(en)

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.

... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.

... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde jetzt noch für einen Freiwilligendienst in 2017 im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft Berlin